Märchen und sagen

August Arthur von Löwis of Menar

Ostsee und Ostland

I

Die Baltischen Provinzen

Band 5:

Märchen und Sagen



Ostsee und Ostland

Herausgegeben von

Dr. Otto Grautoff

I

Die Baltischen Provinzen

Band 5:

Märchen und Sagen

Felix Lehmann Verlag G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg
1916

Die Baltischen Provinzen

Band 5:

Märchen und Sagen

Herausgegeben von

August von Löwis of Menar.

Mit Leisten und Vignetten von

R. von Hoerschelmann



Felix Lehmann Verlag G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg
1916

Inhaltsverzeichnis mit Quellennachweisen und Anmerkungen*)

Sagen

*) Die vergleichenden Anmerkungen beschränken sich in der Regel auf einen Hinweis. Der Märchen- und Sagenkenner findet von dort leicht weiter. Wo dieser Hinweis auf eines der bekannten Kommentarwerke fehlt, ist in vielen Fällen schon die Quelle mit Anmerkungen versehen, die weitere Vergleiche ermöglichen.

Epische Dichtung

Märchen und Schwänke

Zur Einführung

Die Dichtung eines Volkes zieht ihre Nahrung aus mancherlei Wurzeln. Die Empfindungen des Menschen, Vorstellungen von Leib und Seele, die Welt der umgebenden Natur und das geschichtliche Erlebnis sind es vor allem, die zur Erfindung und Gestaltung einer Volksüberlieferung Anlaß geben.

Lust und Unlust, Furcht oder Freude spiegeln zumeist die Geschichten wieder, die sich das Volk erzählt. Unverstandenes, Unerklärliches, oft nur Halbbewußtes drängt empor, verlangt nach Deutung und Ausdruck. Heimisch ist das Volk in der Natur, die es umgibt, und vertraut mit ihren Erscheinungen. Eindrucksvoll haftet im Gedächtnis die Großtat eines Führers, der Heldenmut einer Schar. Je reicher und verzweigter die Quellen zusammenfließen, um so breiter und stolzer der Strom, der tief in der Ebene seine Wogen wälzt.

Geistige Differenziertheit, Mannigfaltigkeit der Umwelt, Reichtum des geschichtlichen Geschehens sind es auch, die jener Volksdichtung das Gepräge geben, die wir als die Baltische hier zusammenfassen.

Drei Rassen wohnen jetzt in dem Lande beisammen, das man heute als die Baltischen Provinzen bezeichnet: Germanen (Deutsche und auch einige Schweden), Finnen (Esten) und Baltu-Slaven (Letten). Vor ihnen haben gotische Stämme, also gleichfalls Germanen, lange im Lande gesessen, noch früher unbekannte Völker, die Metalle noch nicht kannten; jene mögen wir wohl mit einigem Recht als die Ureinwohner betrachten.

Von Letten und Esten wissen wir aus der Zeit ihres Auftauchens wenig, erst mit dem Erscheinen der Deutschen um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts treten sie in die Geschichte ein. Die „Auf-

seglung" Alt-Livlands durch die Deutschen bedeutet aber nicht nur eine politische Wendung im Geschick des Landes, sondern sie drückt in ihren Folgen bis auf unsere Tage auch dem geistigen Charakter der älteren Bewohner ihren Stempel auf. Das bestätigt auch die Volksüberlieferung.

Was Letten und Esten in Glaube, Sitten und mündlicher Tradition vormals besaßen, ist uns mangelhaft überkommen und noch wenig erforscht. Es ist auch hier nicht der Ort, diese Überlebsel zusammenzutragen und zu schildern. Wir wollen im Rahmen dieses baltischen Sagen- und Märchenbuchs nur zeigen, was sich in historischer Zeit an Überlieferungen findet und welche Stoffe der Unterhaltung in Schloß und Hütte, in Stadt und Land dienten und zum Teil auch jetzt noch dienen. Nicht dem ungewissen mythischen Gehalt einer Sage oder gar eines Märchens wollen wir nachspüren, sondern die Erzählungen durch ihre Darstellung und in ihren Gestalten auf den Leser wirken lassen. Wir wollen, wovon eingangs die Rede war, die Mannigfaltigkeit im Geistigen und in der Umwelt und den Niederschlag der bunten Folge geschichtlicher Ereignisse aufzeigen. Aus ihnen möge dem Hörer und Leser ein Ausschnitt aus dem Bilde baltischen Lebens lebendig werden.

Willkürlich für den strengen Forscher spannen wir uns den Rahmen. Nicht die geheimnisvollen und unheimlichen Erzählungen von Traum und Tod und von der Seele, vom Werwolf, von Hexen und Gespenstern, von alten Sitten und Bräuchen stellen wir voran, obwohl ihr Kern und der geistige Boden, auf dem sie erwuchsen, weit über die Zeit des historisch Bekannten hinausgehen, sondern wir beginnen mit den Gründungssagen der alten baltischen Städte.

Reizvoll verknüpft mit uraltem Legendengut ist die erste der Sagen von der Gründung Rigas. Tief verwurzelt in der Überlieferung der alten Hauptstadt Livlands galt der „Große Christoph" — ein Standbild aus Holz in Überlebensgröße nahe dem Ufer der Düna — noch bis vor wenigen Jahren als Wahrzeichen der Stadt und als Schutzpatron der Holzflößer auf dem breiten Strom.

Stofflich noch älter ist die zweite Sage, die bekanntlich schon im Zusammenhang mit Dido, der Gründerin Karthagos erzählt wird. Die Wissenschaft nennt solche Motive, wie die von der zerschnittenen Ochsenhaut, Wandermotive, denn es gibt kaum Grenzen und Hindernisse, die sie nicht überschritten, sie tauchen allüberall und zu allen Zeiten immer wieder auf.

Eine weitere kleine Gruppe von Städtesagen deutet die Namen. Anspruch auf historische Wahrhaftigkeit dürfen sie nicht erheben. Es sind naive etymologische Spielereien und Witzworte, vielleicht öfter im Kreise lustiger Leute entstanden.

Daß eine Stadt nicht fertig werden darf, weil ihr sonst ihr Untergang droht, weist auf alte Vorstellungen zurück. Unbekannte feindliche Mächte sind allem Menschenwerk abhold; einst gewinnen sie jedoch Macht und Gewalt, das von Menschenhand Errichtete zu zerstören. Darum gilt es sie hinzuhalten, sie zu täuschen. Das alte graue Männlein in der Sage würde sonst die feindlichen Scharen herbeirufen und von der alten stolzen Hansestadt Reval keinen Stein mehr auf dem anderen lassen.

Von den Inseln im Meerbusen von Riga berichten die nächsten Stücke und greifen in die vorgeschichtliche Ansiedlungszeit zurück. Ein Hauch von Wikingertum liegt über diesen wie manchen anderen am Meere spielenden Sagen.

Erinnerungen an einen Ordensmeister des alten Livlands, auffallenderweise von einem, der in der Geschichte keine bedeutende Rolle gespielt hat, klingen in der Sage von Sigfrid Lander von Spanheim an. Sie führt uns hinüber in den Kreis der Geschlechtersagen (S. 24 ff.), die vorzugsweise in Estland und Kurland heimisch sind. Das Geschlecht der Pahlen vor allem lebt in der Erinnerung fort und zwar nicht nur bei den Deutschen im Lande, sondern ganz besonders bei den Esten, die Rühmendes von der Mildtätigkeit der Herren von Palms — dem Stammgut der Pahlen — zu berichten wissen (S. 36). — Von hohem Interesse sind aber auch die Sagen, die sich an die alten Schlösser Kurlands heften, in denen noch heute die Nachkommen jener alten Besitzer hausen.

In die bewegte historische Vergangenheit führen manche unserer Stücke. Dänen, Schweden, Polen und zuletzt auch Russen streiten und kriegen wider den Orden und gegeneinander um das alte deutsche Land. — Eine Gestalt ragt besonders hervor: Jakob de la Gardie. Er war seit 1619 schwedischer Gouverneur von Estland, seit 1622 auch der von Livland und einer der fähigsten Heerführer des Schwedenkönigs Gustav Adolf. Seine Gestalt hat mythischen Umriß in den Augen des Volkes gewonnen: als einen Riesen faßt ihn der Este auf und begabt ihn mit zauberischen Kräften.

Sagen von Bauten reihen wir ferner an. Reval mit seinem Wahrzeichen, dem spitzen Olaiturm, ist reich an ihnen. Riga fehlen

sie fast ganz. Natürlich spielt der Böse hier eine große Rolle, denn wo man Gott verehrt, da lauert der Teufel, ob für ihn nicht etwas abfalle. — Ein eigenartiges Motiv liegt den Erzählungen von der öselschen Sühneburg zugrunde, es ist uns anderweitig nicht begegnet.

Von der altgermanischen Sitte des Reinigungseides weiß die Sage vom Vatermörder zu erzählen; die blutende Wunde verrät unfehlbar den Totschläger, denn magische Kräfte sind dem Volksglauben nach hier im Spiel.

In die düstern Zeiten des Seeraubes und der falschen Leuchtfeuer führt die Sage „Neckmannsgrund", vielbedeutend schon durch ihre Namen, denn der Neck ist ein den Fischern und Seefahrern wohl bekannter Meergeist. Falsche Feuer sind im Übrigen noch garnicht so sehr lange an der baltischen Küste außer Mode gekommen, erst das neunzehnte Jahrhundert hat mit ihnen aufgeräumt, wie auch mit der bekannten sonntäglichen Pastorenbitte um einen „gesegneten Strand".

Die Gestalt des Störtebeckers, des kühnsten Seeräubers aller Zeiten, hat zwar in der Volkstradition Livlands keine Spuren hinterlassen, daß er aber auch bis an die baltische Küste seine Fahrten ausdehnte, weiß die rügensche Erzählung vom Raube einer Rigaschen Jungfrau (S. 38) zu berichten.

Weiterhin führt uns die Wanderung durch die Wunderwelt der Sagen zu der im Kerne vielleicht altertümlichsten von allen. Die wandernde Seele, ein Stoff, bekannt bereits aus alter germanischer Überlieferung, kehrt auch in baltischer Tradition wieder. Die Entstehung des Traumes wird hier geschildert, und dem Glauben an seine Wahrheit gibt die Sage Ausdruck, denn stets erweist es sich als richtig, was die Seele im Traum erblickte, und ein reicher Schatz wird dem Träumenden zum Lohn.

Gestaltentausch ist gleichfalls ein altes Motiv germanischer Überlieferung. Viel wird gefabelt von der Kraft gewisser Männer, die sich in Wölfe zu verwandeln vermögen. Unsere Sage (S. 41) zeigt jedoch bereits schon eine gewisse Skepsis und läßt die Rückverwandlung nicht so ohne weiteres gelingen. Ursprünglich beruht der Werwolfglaube wohl auf einer Geisteskrankheit, die in dem Leidenden die Vorstellung erweckte, er sei ein Wolf und müsse der Natur eines solchen folgen, erst später tritt der Glaube an eine durch Zauber bewirkte Verwandlung ein.

Vorzeichen, die den Tod verkünden, sind allerorts bekannt. Wieder ist es in Estland die Familie von Pahlen, von deren weiblichen An-

gehörigen erzählt wird, daß sie ihre Todesstunde vor der Zeit erfahren (S. 42).

Ebenso weit verbreitet ist das folgende Stück, das den Stoff der Siebenschläferlegende behandelt. In die Behausung eines außermenschlichen Wesens entrückt, merkt der Besucher nicht, daß Jahrhunderte vergehen, die ihm nur Tage scheinen. Er kehrt in seine Heimat zurück und wird dort erst gewahr, wie lange er ihr fernblieb.

Die uralte Vorstellung von der Belebung einer Holzfigur liegt dem Eingang der Sage vom Ellernriesen zugrunde; sie ist uns unter anderem aus indischer Überlieferung bekannt. Die Fortsetzung biegt freilich ins Schwankmäßige um und findet ihre recht genaue Entsprechung im Grimmschen Märchen vom jungen Riesen, selbst der lustige Ringkragen aus drei Mühlsteinen fehlt der baltischen Fassung nicht.

Unverstanden in seiner ursprünglichen Bedeutung scheint der Brauch des Bauopfers in dem folgenden Stück zu sein. Damit ein Gebäude wohl bestehe, pflegte man in manchen Ländern ein menschliches Wesen, meist wohl einen Sklaven, später nur noch ein Tier in das Fundament oder in eine starke Mauer lebendig einzumauern.

Dieses Opfer mag der Versöhnung feindlicher Gewalten gedient haben, die sonst — wie wir oben sahen — ein großes Werk von Menschenhand leicht mit Neid und Mißgunst hätten betrachten können. Doch ist es auch möglich, daß dem Bau eine Seele und damit ein eigenes Leben zum Zweck der Abwehr gegeben wurde, denn Lebloses — wie scheinbar zum Beispiel ein schlafender Mensch und auch der Tote — sind Angriffen böser Geister schutzlos preisgegeben.

In die Geisterwelt führen die nächsten Sagen: auf ein altes Schloß, wo ein ruheloses Gespenst sein Wesen treibt, bis das Amen des Gebets es erlöst, in die Schmiede des Teufels und auf den Blocksberg. Überall stoßen wir auf Vorstellungen — auch in den estnischen Stücken — die uns aus dem deutschen Sagenschatz wohlvertraut sind. Ähnlich ist es bei den Schatzfinderberichten. Auch sie weisen die altbekannten typischen Züge auf. Sämtliche Stücke sind lettischer Herkunft, der genügsamere Este scheint von diesem Thema nicht sonderlich angezogen zu sein.

Eigenartiger ist die Geschichte vom Riesen und dem See. Sie behandelt die Entstehung des großen, an der Grenze Südlivlands gelegenen Lubahnschen Sees, der sich vormals weit von dort entfernt befunden haben soll.

In ein Märchengewand gekleidet erscheint die Sage vom Peipussee, dem heute so häufig genannten, an Livlands und Estlands Ostgrenze lang sich hinziehenden See. Wir kennen das hier angeschlagene Thema von der Hexe und dem eingesperrten Mädchen auch aus der Sammlung der Brüder Grimm, und hier wie dort entflieht die Jungfrau mit Hilfe von Zaubergegenständen, die sich zu riesigen Hindernissen für die verfolgende Hexe verwandeln (S. 59). „Magische Flucht" wird das Motiv genannt; man findet es in den Überlieferungen wohl aller Völker der Erde wieder.

Vom Teufel hören wir ferner, der beim Bau des alten Ordensschlosses Marienburg in Livland geholfen und in Estland Riesenblöcke ins Meer geworfen haben soll, und von Odin, dem altnordischen Gott, nach dem die Insel benannt ist, bei der zu Anfang dieses Krieges die Magdeburg von ihrer tapferen Besatzung in die Luft gesprengt wurde, als keine Aussicht mehr auf Entkommen vor der feindlichen Übermacht war.

Als naturdeutende Sagen bezeichnet man die nun folgenden Geschichten, die mancherlei Erscheinungen, am Himmel sowohl wie auf der Erde, „erklären" wollen. Von den Mondflecken hören wir und vom Nordlicht, erfahren, wie sich der Wasserfall bei Goldingen in Kurland bildete, warum es in Riga keine Elstern gibt, was dem Wolf zu fressen gestattet ist, warum der Krebs rückwärts kriecht, wie der Aal entstand und warum unter allen Bäumen die Esche zuerst ihre Blätter fallen läßt. Nicht ohne Reiz erscheinen uns die naiven Erklärungsversuche aller dieser Erscheinungen. Wer Genaueres hören will über die Entstehung und Verbreitung dieser Sagengattung, der greife zu Oskar Dähnhardts, des ausgezeichneten, in Flandern gefallenen Forschers vier Bänden „Natursagen". Dort findet er ein erstaunlich reiches Material in schöner Übersichtlichkeit gruppiert.

Aus dem estnischen reichen Tiersagenkreise reihten wir zwei Stücke ein (S. 71, 72), die den trockenen Humor des Esten nicht ungeschickt wiedergeben. An ähnlichen Sagen ist der germanische und finnische Norden besonders reich. Zahlreiche Fäden spinnen sich von dort hinüber zu der alten niederdeutschen Tierdichtung, aus der die prächtigen Geschichten von Reineke, dem schlauesten der Füchse, in Goethes meisterlicher Formung gewiß allen Lesern bekannt sind.

Von den Sagen führt der Weg zur epischen Dichtung. Nicht viel davon bietet das baltische Land. Die Deutschen kannten gewiß auch hier einen Schatz an Heldendichtungen, aber er kann nur völlig der gleiche

gewesen sein wie im Mutterlande. Die schriftliche Überlieferung meldet nicht, welche der mittelalterlichen poetischen Erzeugnisse dort gern gehört, welche gelesen wurden. Der Ritter aus niederdeutschem Gebiet, der das Land eroberte, brachte wohl meist einen Kopf voller Pläne für die Zukunft, nicht aber einen Vorrat an Heldendichtungen oder gar teurer, umfangreicher Codices mit hinüber nach Altlivland.

Der Schwede ist jederzeit zu wenig seßhaft und zu wenig zahlreich gewesen, um dem Lande epische Dichtung zu vermitteln. Der Lette hat keine. Das ist bezeichnender für seinen Volkscharakter als jedes andere völkerpsychologisch münzbare Moment. Ihm fehlt die innere Spannungsmöglichkeit und die Phantasie, die sich aus der Vergangenheit blühendes Leben und Vorbild schafft. Ein jedes Volk, auch das kleinste, hat die Helden, die es braucht, der Lette — kennt keine.

Ganz anders der Este. An langgestreckten Küsten angesiedelt, Gefahren der Natur und seitens menschlicher und tierischer Feinde gern ins Auge sehend, nüchtern im alltäglichen Leben, steckt in ihm doch eine geistige Spannungskraft, die sich nicht anders als in Dichtungen von größerem Wurf und höherem Schwung Luft machen kann. Gewiß, seine Heldendichtung wurzelt im weiten Felde des großen finnischen Volkstums, aber nicht der kleinere oder größere Umkreis gibt den Ausschlag, sondern die geistige Struktur. Er ist auch vom Finnen lang genug geschieden, trotzdem jedoch lebt Kalewipoeg noch heut im Estenvolk.

Daß die Volksdichtungen, die sich um den Sohn des Kalew ranken, uns bewahrt blieben, verdanken wir in allererster Linie dem Kreise der Deutschen in Dorpat. Hier erwachte das Interesse an der estnischen Tradition; die Brüder Grimm hatten von ihr Kenntnis, und ihre Teilnahme regte zu weiterer Forschungsarbeit an. So kam es, daß die erste Ausgabe der Kalewipoegsagen in deutscher Sprache erschien.

Leider verbietet uns der zur Verfügung stehende Raum, näher auf die in manchem merkwürdigen Dichtungen einzugehen, wir müssen uns dem Schlußteil, den Märchen und Schwänken zuwenden.

Hier betreten wir internationalen Boden, vor allem bei den Märchenstoffen: Formeln und Motive — sie kehren überall wieder. Eigentümlich bleibt nur das Kostüm, ein einzelner Zug, nicht die ganze Fabel.

Im Gegensatz zum Schwank gibt das Märchen in der Regel eine kurze Biographie, meist endet sie im Brautbett. Natürlich erhält jedoch der Held eine reiche Frau, und man vergißt nicht, zu erwähnen,

daß durch den Besitz der heißumstrittenen Jungfrau auch alle anderen wünschenswerten Dinge dieser Welt dem kühnen, in mannigfachen Gefahren erprobten Jüngling zufallen.

An Märchen dieser Art ist die estnische Überlieferung ziemlich reich, die lettische — soweit bekannt — arm, die deutsche in den baltischen Landen ist mit dem Grimmschen Schatz an Märchen identisch.

Lebendiger und eigenartiger als die Märchen, die wir bringen konnten, sind die Schwänke. Unverfälschter Humor lebt sich hier aus, schafft unterhaltende Situationen und Episoden. Stark ist der Einschlag an deutschem Gut in den estnischen und lettischen Geschichten. „Das gesäte Salz", „Der Freier", die lispelnden Töchter, die prachtvollen sieben Schneider vor allem und andere mehr sind gewiß erst durch deutsche, mündliche oder literarische Vermittlung ins Land gekommen. Und das ist begreiflich genug, denn die meist kurzen, gut pointierten Geschichten ließen sich leichter übers Meer und den weiten Weg über Land tragen als epische Gedichte. Steht doch selbst heute noch die Kunst, Anekdoten gut zu erzählen, in den baltischen Provinzen so hoch im Werte, wie sonst in kaum einem anderen Lande.

Manches fand aber wohl auch den Weg in die Ostseeprovinzen, nachdem durch die Buchdruckkunst die Möglichkeit weitester Verbreitung gegeben war. So sind gewiß die längeren Schwänke, wie z. B. die Geschichte von den sieben tapferen Schneidern, nach Livland gelangt.

Wir sind am Ende unserer Wanderung durch die baltische Sagen- und Märchenwelt. Sieben Jahrhunderte haben wir flüchtig durchmessen, nur ein geringer Ausschnitt konnte daher geboten werden. Und doch wird wohl jeder Leser der Sammlung den heimatlich berührenden Klang, der aus diesen Erzählungen tönt, nicht überhört haben. Deutsch ist das Land in seinem geistigen Leben und deutsch wird es bleiben, so lange seine Söhne in ihm siedeln.



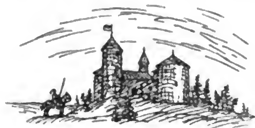
Sagen

Die Gründung Rigas und der große Christoph

Vor alten Zeiten floß in Riga ungefähr da, wo jetzt der Stadtgraben ist, ein Flüßchen, das in die Düna mündete und Riesing genannt wurde. Wenn die Leute über diesen Fluß wollten, so gab es da keine Brücke, auch keine Fähre, sondern ein großer Riese, der seine Höhle dort hatte, wo jetzt die Kasematten an der Karlspforte stehen, trug die Leute auf seinen Schultern durch den Fluß. Nun begab es sich in einer Nacht, da es sehr finster war, daß ein lautes Rufen den Riesen in seiner Höhle weckte. Er stand auf, und da er in der Finsternis niemand gewahr werden konnte, zündete er seine Laterne an und leuchtete in die Nacht hinaus. Da sah er am jenseitigen Ufer ein armes Kind stehen, das weinte sehr und bat, es hinüber zu holen. Der Riese watete durch den Fluß, hob das Kind auf die Schulter und brachte es in seine Höhle, wo er ihm ein Nachtlager bereitete. Am andern Morgen war das Kind verschwunden, aber wo es geruht hatte, da war eitel Gold, das hatte der Riese in einer großen Tonne in seiner Höhle bewahrt, und als er bald darauf gestorben ist, hat man mit dem Gelde die Stadt Riga erbaut, des Riesen Bildnis mit dem Kinde aber zum ewigen Andenken in der Gegend seiner Höhle aufgestellt.

Die Ochsenhaut und Rigas Gründung

Als die Bremischen Kaufleute mit den Liven an der Düna vertraut geworden waren, baten sie sich von deren König soviel an Grund und Boden aus, als sie mit einer Ochsenhaut umgreifen könnten. Der König ahnte nicht, daß unter dieser Bitte ein Trug versteckt liege, und bewilligte sie. Da zerschnitten die Deutschen eine Ochsenhaut in ganz feine Riemen und umfaßten damit einen Teil des Landes, wo jetzt Riga gelegen ist, und fingen an, von Steinen ihre Gebäude zur Bergung der Waren aufzuführen. Um aber von den Heiden nicht beraubt zu werden und sicherer in ihrer Mitte zu wohnen, suchten sie beim König um Erlaubnis nach, ein Steinhaus zu erbauen, wo sie sich schützen könnten, wenn ihnen von den Heiden Gewalt widerführe. So ließen sie Baumaterial aus Deutschland kommen und fingen zuerst an, dem Heiligen Mauritius auf einer Insel, die mitten im Wasser des Dünaflusses gelegen ist, eine Kirche zu erbauen, und nach deren Vollendung führten sie die Burgen Üxküll und Dahlen auf.



Mitau

Mitau, die Hauptstadt des Herzogtums Kurland und Residenz nebst einem festen und schönen Schlosse, soll den Namen haben von zwei untereinander um diesen Ort streitenden Brüdern, deren einer dem andern zugeschrien: „Et kommt mi tau!"

Die Gründung Wolmars

König Waldemar II. von Dänemark hatte einst einen heftigen Kampf mit den Eingeborenen Livlands zu bestehen. In einer Schlacht, als die Entscheidung schwankte, und ein Priester in inbrünstigem Gebet

wie einst Moses mit erhobenen Händen den Sieg herabflehte, da fiel eine weiße, mit einem roten Kreuz geschmückte Fahne vom Himmel. Das Wunder belebte den Mut der Krieger so, daß sie die Menge der Feinde siegreich zerstreuten und Gott für das herrliche Banner priesen, das den Dänen noch oft in schweren Kämpfen den Sieg erwirkte. Es ist der Danebrog. Zur Erinnerung an jenen wunderbaren Sieg aber wurde eine Stadt und ein Schloß erbaut, die man Waldemar (Wolmar) benannte.

Dorpats Name

Woher die Stadt Dorpat ursprünglich den Namen überkommen, ist ungewiß. Doch wollen einige, es komme der Name her von den beiden niedersächsischen Wörtern „dar bet," das ist „dort weiter." Denn da die Deutschen, sagen sie, sich dieses Ortes bemächtigt und allda eine ordentliche Stadt zu bauen Balken den Strom herabgeflößt, solche Balken aber an einem Ort des Ufers angestoßen und stehen geblieben, haben etliche aus den Deutschen solches für ein gut Zeichen gehalten und gewollt, daß man an selbigem Orte die Stadt anlegen sollte. Andere aber haben diesem widersprochen mit den Worten: „Dar bet!" das ist „Dort weiter!" Und weil dieser letzten Wille den Platz behalten, sei folgends die Stadt genannt worden Darbet.

Revals Gründung

I

Vor mehr als achthundert Jahren lebte in Dänemark ein König, dessen beide Kinder, ein Sohn und eine Tochter, in verbrecherischer Liebe zueinander entbrannt waren. Als der König diese strafbare Zuneigung entdeckte, verbannte sein gerechter Zorn die Prinzessin, als den am meisten schuldigen Teil, für immer aus dem Lande. Sie wurde auf ein Schiff gebracht mit der Weisung, sich nun selbst einen entfernten Aufenthaltsort für ihre übrige Lebenszeit zu wählen. Der Sturm trieb die reuige Verbannte an die Küste Estlands, und die Stelle wurde ihr so lieb, daß sie beschloß, sich hier niederzulassen und von ihren mitgebrachten Schätzen eine Stadt zu gründen, die nachher Tani-lin, Dänenstadt, genannt wurde, jetzt aber Reval heißt. Auf

dem Domberge dort soll das Schloß der Prinzessin gestanden haben. In späterer Zeit hat der König von Schweden sie wieder mit ihrem erzürnten Vater versöhnt, und Estland kam bei dieser Gelegenheit nach und nach immer mehr unter die Herrschaft der Dänen.

II

Reval, geht die gemeine Sage, habe den Namen von dem Fall eines Rehes, das auf diesem Platz sein Ende genommen haben soll. Denn wie König Woldemar diese Lande bekrieget und zum Glauben gebracht, sei er, sagt man, eines Tages mit seinem Hofgesinde spazieren ausgeritten und zur Ergötzung sei ein Jagen fürgenommen worden. Nun sei eben unter anderen Tierlein dieser Landesart auch ein schönes Reh mit aufgetrieben, welches dem König insonderheit so wohl gefallen, daß er befohlen habe, dasselbe womöglich lebendig zu bekommen. Wie auch ein jeder sich darauf bemüht und das arme Rehlein gesehen, daß es von allen Orten her umschränkt war, sei es diesem Ort zugelaufen und endlich, da ihm Menschen und Hunde emsig nachgehängt, man auch nicht anders vermeint, als daß es da bestehen bleiben und sich gefangen geben müßte, nicht wissend wo mehr aus oder ein, zum Teil aus Schrecken, zum Teil aus Müdigkeit über den Klint oder Felsen herunter gestürzt und im Fall den Hals gebrochen. Ist mir auch wohl eher der Ort des spitzen und scharf herfürragenden Steinfelses oder Klints, der in der Höhe zwischen der Schwester-Pforten und der andern vorgebaueten Pforten, da die Zugbrücke ist, sich sehen läßt, vor die rechte Malstatt gezeigt und gewiesen worden, von dannen herunter das Reh seinen tödlichen Fall soll genommen haben.





Warum Reval niemals fertig werden darf

Jeden Herbst einmal steigt in finstrer Mitternacht ein kleines graues Männlein aus dem oberen See bei Reval, geht den Berg hinunter an das Stadttor und fragt den Torwächter: „Ist die Stadt schon fertig, oder gibt es dort noch etwas zu bauen?“ In großen Städten pflegt es nun so zu sein, daß die Bauarbeit selten feiert, denn wenn selbst keine neuen Gebäude aufgeführt werden, so gibt es doch aller Orten an den alten zu bessern und zu flicken und sonstiges zu tun, sodaß kaum eine Zeit eintritt, wo alle Werkleute ruhen. Sollte aber auch einmal alle Arbeit still stehen, so darf man das dem Seemännlein doch nicht verraten. Deshalb ist von Obrigkeit wegen allen Torwächtern strenger Befehl gegeben, auf die Frage des alten grauen Männleins jedesmal zu antworten: „Die Stadt ist noch lange nicht fertig, viele Gebäude sind erst zur Hälfte aufgeführt, und es kann noch manches liebe Jahr währen, bis alle Arbeiten zustande gekommen sind.“ Das fremde alte Männlein schüttelt dann zornig den Kopf, murmelt etwas in den Bart, was der Wächter nicht versteht, dreht sich rasch um und geht zum oberen See zurück, wo sein bleibender Aufenthalt ist. — Sollte ihm auf seine Frage jemals die Antwort gegeben werden, daß es in der fertig gewordenen Stadt nichts mehr zu bauen gebe, so würde Reval zur selbigen Stunde ein Ende nehmen, weil der obere See mit seiner ganzen Wassermasse vom Laaksberge herab ins Tal stürzen und die Stadt samt allem, was darinnen ist, ersäufen würde*).

---

*) Die Entstehung dieser Sage erklärt sich durch den Umstand, daß der obere See wirklich bei ungenügender Ableitung oder heftigem Sturme die Niederungen Revals überschwemmt.

Arensburg

Die Insel Ösel war früher viel kleiner, und es lebten nur zwei Bauern darauf, die aber beide starke und mächtige Männer waren. Der eine von ihnen, Arnz, griff seinen Nachbar Mohn, mit dem er schon öfter in Streitigkeiten verwickelt gewesen war, an und zwang ihn endlich, aus Ösel zu weichen und sich auf eine benachbarte kleinere Insel zurückzuziehen, die nach seinem Namen Mohn genannt wurde, und auf der er eine große, feste Burg errichtete. Arnz aber erbaute eine Festung, ein Schloß mit einer Stadt, die nach ihm den Namen Arensburg erhielt.

Im Schlosse zu Arensburg ist eine tiefe Kellergrube, in der früher die Gefangenen verwahrt wurden, und die man die Löwengrube nennt. Aus dem Innern des Schlosses führte sonst ein unterirdischer Gang bis nach Karmel, wo er in einem Gebüsch endete. Oft hat man versucht, hineinzudringen, aber immer sah man sich durch die darin herrschende schlechte Luft gehindert.

Zwischen der Wand des alten Schlosses zu Arensburg und dem Walle ist ein kleiner Teich, der jetzt gewöhnlich ausgetrocknet liegt. An der Wand sieht man die Überreste eines Vorsprungs, der sonst eine Kanzel gewesen sein soll, und den man deshalb die Bischofskanzel nennt. Als nämlich die Feinde im Begriff waren, in das Schloß einzudringen, bestieg der Bischof die Kanzel und ermahnte die Verteidiger zu tapferer Gegenwehr. Da er aber merkte, daß die Festung doch in die Hände der Feinde geraten würde, stürzte er sich in den Teich und ertrank.



Runö

Die Insel Runö, die einsam in der Mitte des rigaschen Meerbusens liegt, wird von einer kleinen Gemeinde Schweden bewohnt, die in ihrer Abgeschiedenheit ihre Eigentümlichkeit in Sprache und Sitte treu bewahrt haben. Vor vielen Jahren kamen Seehundsjäger von den Aalandsinseln in einem Boote hier an und nahmen die damals unbewohnte Insel in Besitz. Als sie bei ihrer Rückkehr ihren Landsleuten die Trefflichkeit des neuentdeckten Ländchens priesen, folgten mehrere ihrem Beispiele, besetzten ein großes Schiff und fuhren auf ihm nach Runö, um sich daselbst niederzulassen. Es gelang ihnen, bei hohem Wasserstande das Schiff in eine flache Bucht hineinzutreiben, wo es sicher vor der Gewalt der Stürme liegen konnte. Sie selbst aber fuhren fort, den Seehundsfang zu betreiben, und begannen bald, den Acker fleißig zu bebauen, der sich durch ergiebige Ernten dankbar erwies. Von ihnen stammen die jetzigen Bewohner der Insel, kühne Schiffer und Seehundsjäger und fleißige Ackerbauer. — Das Schiff aber, mit dem sie gekommen, blieb in der Bucht liegen, da es bei niedrigem Wasserstande nicht wieder herauskommen konnte. Allmählich trocknete das Wasser aus, aber es bildete sich ein tiefer Morast rings umher. Noch vor wenig Jahren unterschied man die Überreste eines großen Schiffes, dessen Rippen über einen Fuß dick waren, in dem am Fuße des Haubiärgs liegenden Sumpfe.

Nach einer Sage der Rogöer waren die Runöer früher in Rogö angesiedelt, wurden aber wegen ihrer beständigen Räubereien nach Runö verbannt, und ihnen ward auferlegt, eine ganz besondere weißgraue Kleidung zu tragen, wodurch sie sich gleich als Verbrecher kenntlich machten.

Die Tataren auf Worms

Worms wurde von den Tataren verwüstet, und nur wenige retteten sich auf den großen Stein Smäen, d. i. Schmiede, bei Borby, wo sie die Feinde, die sie mit Haken und Bolzen aus Armbrüsten zu erreichen suchten, durch siedendes Wasser abwehrten. Bei Kerslätt gruben die Bauern im Walde tiefe Löcher, in denen sie sich verbargen, obgleich die Feinde, die Stimme von Schweden nachahmend, ihnen zuriefen: „Christina! Gustav! Kommt hervor! der Feind ist fort! zum Teufel!“ Den Pastor überfielen sie im Pastorat, und da er in die

Badstube flüchtete, zündeten sie diese an, schmäuchten ihn zu Tode, zerstörten die Kirchenpapiere und führten Dokumente und Kirchengeräte nach Ösel. Auch in den Dörfern trieben sie die Menschen in die Häuser und zündeten sie an. Den Männern zogen sie das Fell vom Rücken, den Weibern schnitten sie die Brüste ab und brachten alles um; denn ihr Hauptmann hatte befohlen, keinen zu verschonen. Ein Soldat kam in ein leeres Haus; nur ein Kind lag lächelnd in der Wiege, streckte die Arme gegen ihn aus und sah ihn freundlich bittend an, sodaß er gerührt schon umkehren wollte. Da fiel ihm der strenge Befehl des Hauptmanns ein; er warf die Wiege um und durchbohrte das Kind von hinten.



Des Ordensmeisters Sifrid Lander von Spanheim Tod

Im Jahre 1424, des Montags nach Mitfasten, starb der Meister von Livland, Sivert von Spanheim in wunderlicher Weise, als er geladen ward vor den Richtstuhl Christi.

Nämlich zu der Zeit war in Livland ein frischlicher Kaufmann, liebgehabt von allen Leuten, geheißen Marquard Clemgouwe, geboren von Lübeck. Dem wollte der vorgenannte Meister geben zur Ehe eine berüchtigte Frau und, als man sagte, seine Konkubine. Als nun Marquard die nicht nehmen wollte um Schande willen, da verklagte ihn dieselbe Frau, Odele genannt, vor demselben Meister und legte ihm Dieberei fälschlich zu; denn da sie sah, daß er sie verschmähte, da erdachte sie diese Lüge auf ihn. So ließ der Meister zuhand greifen den Kaufmann und ließ ihn binden und gefangen legen, und wiewohl daß sich der Kaufmann redlich unschuldigete und seine Unschuld klärlich beweisete und dazu viele gute Leute für ihn baten, doch ja

ward der Mut des Meisters nicht gewandelt, sondern er richtete ihn ungerecht zum Galgen.

Also da Marquard stund bei dem Galgen und mußte sterben, da rief er lauter Stimme, daß das alles Volk hörte und viele Leute darvon weinten, und sprach:

„Nachdemmale, daß ich von diesem irdischen Richter mit Unrechte bin verurteilt zu dem hohnlichen Tode, so bescheide ich mein Recht vor den ewigen, wahren Richter und lade vor seinen Richtstuhl den ungerechten Richter Sivert von Spanheim, den Meister von Livland, daß er an dem dreizehnten Tage dar komme und höre ein wahr und ein gerecht Urteil!"

Da er das gesagt hatte, da ward er gehängt und starb.

Und Meister Sivert kehrte sich nicht an die Ladung, vielmehr er blieb bei seinem Sinne. Jedoch als der dreizehnte Tag kam, und der Meister lag in seinem Bette, da ward er hastig siech, und als die Knechte zu ihm kamen, da sagte er mit bebender Stimme: „Bittet alle Gott für mich; denn ich muß allzuhand von hier und sehe den, der mich geladen hat, und hier ist keine Hoffnung des Lebens." — Also verkehrte er seine Augen und Angesicht und starb.

Darnach in Kurzem ward dasselbe quade Weib angesprochen um Diebereien willen, die sie wahrlich getan hatte. Aber sie ward verbürgt zu Rechte, und noch vor der Zeit des Gerichts ließ sie sich scheeren als einen Schüler und ward heimlich zu Pferde weggeführt in Preußen.

Ein Herr von Pahlen rettet Reval aus Feindeshand

Reval, welches darum das jungfräuliche heißt, weil kein Feind es jemals bezwungen hat, war einst einen ganzen Sommer hindurch von einem feindlichen Heere umzingelt. Obgleich nun die rings um die Stadt laufenden Mauern und Schanzen stark genug waren, den Feind abzuwehren, so kam es doch mit der Zeit dahin, daß der Hunger die Bewohner quälte, und daß bei der von Tag zu Tag wachsenden Not die Schwächern schon verzweifeln wollten. In dieser Bedrängnis wurde ein Pahlen ihr Retter. Listiger Weise ließ er, als wollte er den hungernden Bewohnern der Stadt Proviant zuführen, eine Frachtfuhre vom Laaksberge her in die Nähe des feindlichen Lagers abgehen, wo denn die mit Lebensmitteln und Bier beladenen Wagen sofort fest-

gehalten wurden. Im Lager aber herrschte nicht viel weniger Mangel als in der Stadt, weswegen die Kriegsleute sich wie hungrige Wölfe auf den Proviant stürzten, sodaß niemand Zeit hatte, auf die Stadt viel acht zu geben. Diesen kurzen Zwischenraum suchte nun der Herr von Pahlen zur Rettung der Stadt zu benutzen.

Er ließ zur See einen gemästeten Ochsen nebst einigen Scheffeln Malz heimlich in die Stadt bringen. Die Einwohner brauten nun alsbald frisches Bier, brachten zur Nachtzeit große Kufen auf die Stadtwälle, kehrten sie um und gossen das gährende Bier darauf, sodaß der Schaum über die Ränder floß. Dann wurde der Stier auf den Wall gelassen. Das Tier lief brüllend umher und warf mit den Hörnern die Erde auf. Als nun die Feinde die schäumenden Bierfässer und den gemästeten Ochsen gewahr wurden, da sank ihnen plötzlich der Mut: „Hol' euch der und jener!" riefen die Kriegsleute — „wer noch soviel Bier brauen und Mastochsen auf den Wällen umherlaufen lassen kann, den können wir nicht durch Hunger aus der Stadt treiben, vielmehr werden wir noch früher dem Hunger verfallen als jene." Am andern Morgen sah man wie der Feind das Lager räumte und den Rückmarsch antrat; Reval aber war wiederum gerettet.



Die Belagerung Hapsals

Vor vielen Jahren wurde das Schloß Hapsal von den Polen belagert, und die Besatzung, obgleich sie durch den unterirdischen Gang, der unter der See hindurch nach Neuenhoff führte, zuweilen Lebensmittel erhielt, geriet in die furchtbarste Hungersnot, denn die Belagerung zog sich schon in das siebente Jahr hinein. Die Feinde aber litten auch Mangel und schickten einen Spion ab, um zu erkunden, ob das Schloß sich noch lange halten werde können. Die Belagerten, die seine Absicht merkten, brauten aus den letzten Resten der vorhandenen Gerste starkes Bier, ließen den einzigen noch lebenden Ochsen davon

saufen, so viel er wollte, führten ihn überall innerhalb der äußeren Ringmauer umher und reizten ihn zum Brüllen, so daß der Kundschafter an den verschiedensten Stellen dies Lebenszeichen vernahm und die Bierkufen sah, die an der Mauer dem Feinde zur Schau ausgestellt waren. Als nun dem Heerführer berichtet wurde, daß noch hinreichender Vorrat da sein müsse, hob er die Belagerung auf und zog von dannen.

Der schlafende König

Vor vielen Jahren hielt ein dänischer König, der die Insel Worms mit Gewalt der Waffen erobert hatte, sein Nachtlager in dem Dorfe Norby, und zwar in dem Gesinde Hetmann. Ehe er sich schlafen legte, sagte er: „Wenn ich diese Nacht ruhig schlafen kann, will ich das Dorf verschonen; sonst wird es morgen abgebrannt." Alles war sogleich still, das Vieh wurde entfernt, die Hähne in den Wald gebracht, und bald lag stiller Friede über der ganzen Gegend, sodaß der König fest einschlief. Doch saßen die Wirtsleute ängstlich horchend im Vorhause, um jede etwa entstehende Störung sogleich entfernen zu können. Um Mitternacht glaubte die Wirtin im Zimmer des Königs etwas sich bewegen zu hören, schlich leise hinein und entdeckte im falben Mondschein auf dem Tische etwas, von dem ein regelmäßiges Nagen oder Picken ausging. In der Meinung, es sei eine Maus, die des Königs Kleider zernagen oder ihn gar aus dem Schlafe wecken könne, schlug sie darauf und zertrümmerte — des Königs Uhr. Als am andern Morgen die Sonne aufging, lag der König noch in festem Schlafe, und als er erwachte, fühlte er sich so gestärkt und zufrieden, daß er Befehl gab, gegen die Bewohner des Dorfes keine Feindseligkeiten vorzunehmen. Beim Ankleiden bemerkte er, daß seine Uhr zerstört war, ließ unwillig sogleich die Wirtsleute holen und bedrohte sie mit strenger Strafe. Zitternd fiel die Wirtin vor ihm auf die Knie, erzählte von ihrem Irrtum und von ihrer Sorge für des Königs Kleider und Ruhe und bat um Gnade und Verschonung. Gerührt und lachend über ihre Unwissenheit verzieh ihr der König und verließ das Dorf voller Huld, begleitet von den dankbaren Segenswünschen der Bauern.



Jacob de la Gardie

Der schwedische Feldhauptmann Jacob de la Gardie, Besitzer des Schlosses zu Hapsal, war in allen seinen Unternehmungen glücklich, aber er tat alles mit großer Langsamkeit, Ruhe und Bedachtsamkeit, daher ihn die Esten laisk Jaako, den faulen Jacob, nannten. Als er einst in der Badstube war, meldete ihm sein Adjutant, daß ein unzähliges, feindliches Heer im Anmarsch sei. Er legte sich ruhig auf die andere Seite und sagte: „Die müssen warten, bis ich fertig bin!" und ohne sich zu übereilen, vollendete er sein Bad. Dann aber trat er dem Heere der Feinde entgegen, nahm ein Federkissen, öffnete es und ließ die Federn im Winde fliegen. Indem er rief: „Heraus, heraus, Roß und Mann!" verwandelte sich jede Feder in einen Reiter zu Pferde und so gelang es ihm leicht, der Feinde mächtig zu werden.

Ein anderes Mal fehlte es ihm wieder an Truppen, und sein Bundesgenosse, der Teufel, mußte auf das Dach einer Kirche — zu Hapsal, zu Worms oder zu Reval — steigen und Späne herabhauen. Indem er bei jedem Hiebe rief: „Häst och man (Pferd und Mann)!" verwandelte sich jeder Span in einen Reiter, und so gewann er den Sieg. Um sich von der unbequemen Verbindung mit dem Teufel zu lösen, erbaute er die schöne Jacobskirche in Stockholm und betete lange am Altar. Während dieser Zeit hörte man deutlich das Rasseln eines Wagens und sah Funken aus dem Steinpflaster hervorbrechen. Wahrscheinlich war dies der Teufel, der sich ärgerte, daß ihm sein Opfer entgangen sei.

Als der Teufel schon einmal früher die Seele des alten Feldherrn zu holen kam, lag dieser noch im Bette und bat den bösen Feind, nur solange mit ihm Geduld zu haben, bis er fertig angekleidet sei. Dies versprach jener, erklärte aber, länger auf keinen Fall warten zu wollen, da er schon öfter durch nichtige Vorwände hingehalten worden sei. „Gut", antwortete Jacob, „aber nun werde ich mich wohl hüten jemals fertig angekleidet zu sein!" Daher fehlte ihm immer etwas an seiner Kleidung, ein Strumpfband, ein Halstuch oder ein Stiefel, und so oft der Teufel den Versuch machte, ihn davonzuführen, mußte er immer unverrichteter Sache weichen, bis endlich durch Gottes Gnade und die Erbauung der Kirche der greise Feldhauptmann von seiner eingegangenen Verpflichtung befreit wurde.

Pontus de la Gardies Zug nach Wesenberg

Einst gab es in Estland eine wirre Zeit und langen Krieg; das arme Landvolk barg sich in Wäldern und Sümpfen und unterirdischen Höhlen. In Wesenberg aber saßen die Russen, die man nicht vertreiben konnte, da sie den Feind immer schon von weitem herankommen sahen. Da kam ein Riese her, um sie zu vertreiben, das war Jaak Lagadis. Er kam von Finnland über das Meer herüber. Es war gerade Winter, aber das Meer noch offen, nur hier und da schwamm schon eine Scholle Eis. Auf einer dieser Schollen schiffte der Riese sich ein, seine ganze Mannschaft aber steckte er in einen Sack, den er unter seinen Kopf legte; seinen Mantel spannte er wie ein Segel aus und kam so an die Küste Estlands. Es wehte gerade ein starker Schneesturm; der Riese aber öffnete seinen Sack und bließ seine Mannschaft hinaus; alle waren in Federn verwandelt und von den Schneeflocken garnicht zu unterscheiden. So führte er sie nach Wesenberg und überrumpelte die Russen, die an keinen Überfall dachten. Das tat Jaak Lagadis, den die Deutschen anders nennen, aber es ist derselbe riesige Schwedenhauptmann, der hier vor vielen hundert Jahren gelebt hat.

Kaiser Peter in Linden

Der Kaiser Peter I. war am 8. Juli 1715 mit Kriegsschiffen, Galeeren und Truppen vor Reval angelangt und am 17. weiter nach Westen gesegelt. Am 20. erreichte er Odinsholm, von wo aus nach-

mittags 5 Uhr die Galeeren mit vier Regimentern nach Hapsal abgefertigt wurden. Der Zar begleitete sie selbst dahin, um den Hafen zu besehen, während die Kriegsflotte bei Odinsholm liegen blieb. In Hapsal, wo er wohl am 21. anlangte, beorderte er die Befehlshaber der Galeeren, mit dieser Eskadre nach Libau weiterzufahren und dort zu überwintern, um im nächsten Frühjahr desto leichter nach Pommern zu gelangen.

Wie es heißt, war er unerwartet in Hapsal und zwar an dem Vorgebirge Kassininna oder Kaisersort gelandet, hielt sich einige Stunden in der Stadt auf, besichtigte das alte Schloß samt der Kirche und setzte alsdann, um nach Linden zu kommen, zu der Landspitze Pullapä über. Nach einer andern Nachricht war er, ohne diesmal Hapsal zu berühren, von seiner unter Dagö zurückgelassenen Flotte unvermutet mit einer Suite verschiedener russischer Großen und Offiziere in Schaluppen gleich bei Rohhoküll gelandet.

Des Zaren Besuch in Linden am 21. oder 22. Juli 1715 galt dem schwedischen Oberjägermeister und estländischen Landrat Reinhold Baron Ungern-Sternberg, den er bei verschiedenen Gelegenheiten in Reval und St. Petersburg, so bei der Konfirmation der Landesprivilegien und als mehrmaligen Deputierten der Landräte und der Ritterschaft kennen gelernt hatte. Ungern hatte auch am 29. September 1710 als Landrat die Kapitulation der estländischen Ritterschaft unter dem Vizegouverneur General Patkul mit dem russischen General Bauer im Hauptquartier zu Hark unterschrieben.

Aber diesen ehrwürdigen und hochgeachteten Mann fand Peter nicht mehr lebend vor, er war schon am 26. November 1713 in Reval gestorben. Nur seine, wie es heißt, seit drei Monaten, richtiger aber seit fast zwei Jahren verwitwete achtzehnjährige Gemahlin Sophie Auguste, geb. Baronesse Pahlen aus dem Hause Palms, lebte mit ihrem einjährigen Söhnchen und der Dienerschaft allein auf dem Gute, dessen Bewirtschaftung sie mit Sorgfalt und Gewandheit leitete. Sie soll noch in tiefster Trauer gewesen sein, und der unverhoffte Besuch mag sie nicht wenig erschreckt haben. Doch Peter wußte bald ihre Sorge zu verscheuchen, indem er ihr mit vieler Rührung seine Teilnahme an ihrem harten Verluste zu bezeigen und sich darüber mit ihr huldreichst eine Zeitlang zu unterhalten geruhte.

Nun wünschte der Kaiser den Garten zu besehen, der damals im Lande für den berühmtesten galt. Die Frau vom Hause beeilte

sich, ihn pflichtschuldigst dahin zu begleiten. Da sie aber nicht so geschwind wie der Kaiser gehen konnte, so verbat er sich liebreichst ihre Bemühung und verlangte nach dem deutschen Gärtner. Mit diesem hielt er sich dann über eine Stunde im Garten auf, setzte sich in mehreren Lauben nieder, zuletzt aber in einer von hohen Rüstern gebildeten, deren Laub ihm besonders gefiel, sowie unter einer schönen Eiche, wo er ein ihm daselbst präsentiertes Frühstück mit einem Gläschen Danziger Goldwasser genoß, während ihm der Gärtner erzählen und über alle Fragen befriedigende Auskunft geben mußte.

Unterdessen war in aller Eile und nicht ohne ängstliche Sorge das Mittagsessen bereitet, zu dem der Monarch wieder ins Haus gebeten wurde. Ehe man sich zu Tische setzte, durchschritt der Kaiser die Zimmer, die Einrichtung kennen zu lernen, die Aussicht über das Meer zu genießen und die Gemälde des seligen Herrn in Augenschein zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit fiel seinem scharfen Auge eine Stelle an der Wand auf, die durch ihre abstechende Färbung verriet, daß hier vorher etwas müsse gehangen haben, was wohl seinetwegen weggenommen sein mochte. Beim Herumsehen fand er hinter dem Ofen das Bild Carls XII., des ehemaligen Landesherrn und jetzt überwundenen Gegners, das man in der Eile abgenommen und versteckt hatte. Peter ließ es vollends herausziehen und rief: „Ha, Bruder Carl! Jetzt mußt du hinter den Ofen! Vielleicht bedarf es nur einer Schlacht, so muß ich hinter den Ofen!" Indem er bei diesen Worten auf sein eigenes gegenüber aufgehängtes Bild deutete, ließ er sich einen Stuhl an die Wand stellen und hängte das Bild eigenhändig wieder an seinen Ort.

Während der Mittagstafel kam plötzlich eine Lachtaube, die frei im Zimmer umherzufliegen pflegte, vom Ofen herabgeflogen und setzte sich lachend auf des Kaisers Kopf. Er winkte, daß niemand sie verscheuchen solle, haschte sie und sagte: „Die bringt mir Glück!" küßte sie und ließ sie wieder fliegen.

Dann forderte er einen Pokal. Als nun einer gebracht wurde, nahmen die russischen Herren aus des Kaisers Gefolge ihn dem Bedienten mit Ungestüm weg, weil sie bemerkt hatten, daß das Namenszeichen des schwedischen Königs Carls XII. darauf geschnitten war. Der Kaiser bemerkte die Verlegenheit des armen Menschen, der sich einer Todsünde schuldig glaubte, erkundigte sich nach der Ursache und verlangte den Pokal. Da er nun den Zusammenhang der Sache durch-

schaute, verwies er mit großem Unwillen und mit Kraftausdrücken den überdienstfertigen und stutzig gewordenen Herren ihren unzeitigen Eifer, ließ sich Wein einschenken und brachte zuerst die Gesundheit aus: „Bruder Carl soll leben!" Diesem Trinkspruch folgten dann noch mehrere andere. Dabei blieb der Kaiser fortwährend in außerordentlich froher Stimmung zu großem Troste der Hausfrau und ihrer Dienerschaft, die größtenteils aus Schweden bestand.

Einige wollen noch wissen, die junge trauernde Witwe sei dem Kaiser so interessant geworden, daß er sich habe merken lassen, er wolle nach Ablauf des Trauerjahres für seinen General-Adjutanten und Günstling, den Fürsten Jagosinsky oder Jaghuschinsky, um ihre Hand werben. Nun hatte aber ein weitläufiger Verwandter von ihr, Hans Baron Rosen, der kürzlich aus der Gefangenschaft in Sibirien oder Rußland zurückgekommen war, sich um ihre Liebe bereits mehrfach bemüht, ohne bisher doch irgend ein Zeichen glücklichen Erfolges gewinnen zu können. In der Bedrängnis und ängstlichen Verlegenheit, in welche der Kaiser sie durch seine geäußerte Absicht gesetzt hatte, gestand sie ihm, um der Verwirklichung zuvorzukommen, schüchtern errötend, daß sie bereits in ein Verhältnis zu Rosen getreten, und überraschte diesen sofort mit der beglückenden Botschaft, eilig in Linden zu erscheinen, worauf sie sich denn, so bald es sein mochte, mit ihm verlobte und nicht lange nachher die Hochzeit mit ihm feierte.

Am Nachmittage verlangte der Kaiser nach Hapsal zu fahren, schrieb aber ausdrücklich vor, daß nicht mehr als 2 Pferde vor seinen Wagen gespannt werden sollten. Nachdem er sich dann zum Abschiede bei der Hausfrau für die Bewirtung sehr verbindlich bedankt und ihre Begleitung durch das Vorhaus bis zur Treppe sich durchaus verbeten hatte, fragte er vor dem Einsteigen in den Wagen, ob der Kutscher auch Dütsch schnacken könne. Als es nun hieß, er verstehe nur schwedisch und estnisch, sei aber ein sehr zuverlässiger Kutscher für die mutigen Pferde, rief er doch einen Bedienten herbei, den er hatte Deutsch sprechen hören, und befahl diesem, daß er ihn fahren solle. Der Kutscher mußte absteigen, der Diener aufsitzen, und so ging es im Fluge zum Hofe hinaus und durch die schöne lange Allee auf dem Wege nach Hapsal fort. Und weil der Kaiser dem Rosselenker befahl, sich zu ihm umzuwenden und auf seine Fragen zu antworten, so bekamen bei der Gelegenheit die dicken, wilden Pferde vollends Freiheit, bis zur Ermüdung zu rennen, welches eine lange Strecke dauerte. Erst bei

dem großen Stein in Paraleth (jetzt Paralep) wurden sie ruhiger und setzten, von Schaum triefend, langsamer und ungeleitet den Weg nach Hapsal fort, wodurch sie dem unerfahrenen Kutscher Zeit ließen, sich zu erholen und der hohen Gnade zu genießen, sich vom Kutschbock aus mit dem Kaiser zu unterhalten. — Einige erzählen auch, die Pferde hätten auf dieser Fahrt Reißaus genommen und den Wagen umgeworfen, worauf der Kaiser mit aller Ruhe zum Kutscher gesagt habe: „Snack, mar süh up de Paerde!“ Dann habe er ihn reichlich beschenkt und sich dafür verwendet, daß ihm, als einem Leibeigenen, die Freiheit geschenkt werde.

In Hapsal besuchte der Kaiser den Gerichtsvogt, den er vor dessen Hause antraf, eben im Begriff auf das Dach zu klettern und daselbst einige Reparaturen vorzunehmen. Er unterhielt sich über eine Stunde mit ihm und kehrte dann zu Lande nach Rogerwieck (Baltischport) zurück, von wo er mit seiner Flotte nach Reval fuhr. Hier traf er die englische und holländische Eskadre, die nun mit der russischen gegen drei Wochen unter großen Festlichkeiten und gegenseitigen Besuchen zusammenweilte.





Der Olaiturm in Reval

Bald nach Revals Begründung stellte sich das Bedürfnis heraus, für fremde Seefahrer ein Zeichen zu errichten, das sie gefahrlos nach dem Revalschen Hafen geleite. Nach langer Beratung ward von den Einwohnern der Stadt der Bau einer neuen Kirche mit einem sehr hohen Turme beschlossen, so daß letzterer nicht nur sämtliche Kirchtürme des In- und Auslandes weit überragen, sondern auch zugleich ein Wunderwerk der Baukunst darstellen sollte. Man rief einen geschickten Baumeister aus fernem Lande herbei; dieser kam, prüfte das Material, schritt ans Werk und vollendete den Bau in wenigen Jahren glücklich soweit, daß das Schiff und die Nebentürme standen; doch wie er eben damit beschäftigt war, seine Anordnung zum Bau des Hauptturmes zu treffen, stürzte er vom Gerüst und brach sich das Genick. Die Stadt ließ einen neuen Meister kommen, den das Schicksal seines unglücklichen Vorgängers bald ereilte, und in zwei darauf folgenden Jahren, während man mit der Arbeit nicht viel über die Turmmauer vorwärts kam, waren noch fünf andere Meister auf dieselbe Weise umgekommen. Die Nachricht dieser sieben Unglücksfälle verbreitete sich bald überall. Niemand hatte mehr Mut und Lust, die Hand an ein halsbrechendes Werk zu legen, von dem eine Sage ging, der zufolge der böse Feind, der beim Untergang der Schiffe seine gute Rechnung fand, die Aufstellung eines höheren Wegweisers für fremde Seefahrer nicht zulassen werde.

So stand der Bau sieben Jahre still, es wurden allmählich immer größere Summen für den Meister ausgeboten, der den Turmbau

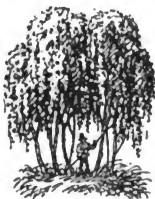
vollende. Aber wie lockend auch das Geld war, niemand wollte sein Leben einbüßen. Da kam endlich der große Olaf und übernahm es für tausend Dukaten, den Bau des verhängnisvollen Kirchturms zu vollenden. Jetzt schritt die Arbeit mit unglaublicher Schnelligkeit vorwärts. Olaf legte nicht nur überall selbst die Hand mit an, sondern übernahm auch in der Regel solche Arbeiten, die mit größter Gefahr verknüpft waren; ja, die letzten zehn Faden*) an der Turmspitze soll er fast ganz allein gebaut haben. Während er diese Riesenarbeit verrichtete, sah man ihn mit einem kleinen, in einen roten Mantel gehüllten Männlein vielfach verkehren, und ob zwar niemand das fremde Männlein kannte, noch einer ähnlichen Erscheinung aus früherer Zeit sich erinnerte, so wollte doch jedermann in diesem Fremdling etwas Unheimliches wittern, und manche sagten dem Olaus geradezu nach, er stehe mit dem Teufel im Bunde. Da der Baumeister indessen seine übernommene Aufgabe löste, verzieh man ihm gern seine Fehler. Olaf hatte bei Übernahme des Turmbaues die Bedingung gestellt: die Stadt Reval solle ihm am Morgen des Tages, wo er den Hahn auf die Turmspitze setze, die bedungene Summe auszahlen, damit — falls ihm etwas Menschliches widerführe — seine Familie versorgt zurückbliebe. Als man dieser Forderung genügt, schritt der kühne Meister unverzagt an die letzte Arbeit, die er mit erstaunenswerter Kühnheit im Angesicht von unzähligen Zuschauern glücklich vollbrachte. Kaum hatte er jedoch den letzten Nagel eingeschlagen, als er — wie von plötzlichem Schwindel ergriffen — das Gleichgewicht verlor und hinabstürzte. Der kleine Rotmantel erhob ein teuflisches Hohngelächter und war in demselben Augenblick in der Menschenmenge verschwunden. Alle hatten ihn gesehen und sein Lachen gehört, aber niemand vermocht es nachzuweisen, wie er plötzlich verschwinden konnte. Olafs Leichnam fand man zerschmettert, nur die Halswirbel und zwei Rippen waren ganz geblieben, den Kopf konnte man garnicht finden. Man legte der Kirche den Namen ihres Baumeisters bei und hing seine wenigen Knochenüberreste zu seinem Andenken in der Kirche auf, wo sie bis auf den letzten Brand noch aufbewahrt wurden. Olafs Witwe aber soll das empfangene Geld noch an demselben Tage zurückgegeben und dabei erklärt haben: ihres Mannes Seelengeld könne ihr und ihren Kindern nimmer Heil und Segen bringen.

* * *

*) Der „Faden" mißt 2,13 Meter.

Als Olaf stürzte und unten auf dem Boden aufschlug, sprangen ihm eine Kröte und eine Schlange aus dem Munde. Auf diesem Platz ward Olaf auch begraben, und sie setzten ihm einen Stein, darin sein eigen Bildnis mit Kröte und Schlange gehauen war. Die Kirche aber nannte das Volk seitdem Olai-Kirche, zum Gedächtnis ihres weisen Erbauers.

Je mehr aber das Volk sich des herrlichen Gotteshauses freute, um so mehr verdroß es den Teufel. Lange zerbrach er sich den Kopf darüber, wie er es anfinge die Kirche zu zerstören. Wenn er ihr nur hätte nahekommen können, so wäre es ihm ein leichtes gewesen, aber das durfte er nicht. Da fiel ihm endlich ein Mittel ein, wie er es von fern täte. Er suchte sich in Pernau eine derbe Schleuder und nahm einen Ansatz. Wie er nun gerade die Schleuder umwirbelte, zerriß sie unter der Last des ungeheuren Steines, aber der Stein flog dennoch über die Hälfte seiner Bahn fort, bis er auf dem Felde beim Gute Ruil, an der Straße, die von Pernau nach Reval führt, liegen blieb. Und da ruht des Teufels Schleuderstein noch eben.



Die Kirche zu Röthel

Die Kirche zu Röthel, welche die älteste christliche, von den Dänen erbaute Kirche in Estland sein und mit der hapsalschen Schloßkirche ganz gleiche Dimensionen haben soll, ist von einer starken Riesenjungfrau erbaut worden, deren Bild man noch in einem sehr kleinen Abbilde über der Kirchentür ausgehauen sieht. Sie hatte das Gebäude zu einer Wohnung für sich bestimmt und deshalb die Tür so hoch gemacht, daß sie, wenn auch nur mit Mühe, hindurch zu gehen imstande war. „Wenn ein größerer, als ich, einst in dieses Haus eintreten will", sprach sie, „so mag er sich bücken!" Später wurde eine christliche Kirche daraus gemacht.

Vom Boden der Kirche führt innerhalb der alten Kirchenmauer ein Gang abwärts, der nach unten zu vermauert ist. Vor vielen Jahren wagten es mehrere Leute, mit Laternen und Stricken versehn, in den Gang einzudringen; plötzlich aber wurden die Lichter ausgelöscht, und die kühnen Männer halfen sich kaum mit Hilfe der Stricke wieder heraus. Um ähnliche unbesonnene Wagstücke zu verhindern, wurde die untere Seite des Ganges vermauert. — Man behauptet, daß der Gang sonst unter der Erde durch bis nach Hapsal geführt habe; als aber einmal eine Räuberbande oder eine Anzahl von Überläufern sich in ihm verborgen, habe man beide Seiten mit großen Steinen vermauert und die Verbrecher seien darin elendiglich umgekommen.

In katholischer Zeit standen auf dem Altar der Kirche zwölf Apostel von gediegenem Silber, die zur Kriegszeit in eine Kiste gepackt und unter dem Altar in einem Gewölbe verborgen wurden.

Die Kirche zu Fellin

Vor Zeiten lag die Fellinsche Kirche nicht mitten in der Stadt, sondern außerhalb hart am See. Als man sie erbaute, ging im Volk die Rede, daß sie solange stehen werde, bis einmal sieben Brüder zugleich in die Kirche kämen. Weil nun weit und breit die Leute darum wußten, so gaben alle Brüder wohl acht, daß sie nicht mitsammen im Gotteshause wären. Daher sah man auch nicht einmal drei Brüder zugleich in der Kirche.

Einst aber trafen dennoch sieben Brüder in der Kirche zusammen, und keiner wußte um des anderen Kommen. Kaum waren sie alle

eingetreten, als die Kirche zu sinken begann. Voller Angst drängte das Volk hinaus, und alle retteten das Leben. Nur die sieben Brüder, um deretwillen die Kirche untergehen mußte, blieben darin. Die Kirche versank aber so tief, daß auch die Turmspitze verschwand.

Wer in der Neujahrsnacht um die zwölfte Stunde bei der Stätte der versunkenen Kirche steht, vernimmt eine wunderbare, bewegliche Stimme, die jeden anlockt und jeden zwingt, ihrem Klange zu lauschen. Und nicht früher kann der Lauscher von dieser himmlischen Stimme scheiden, als bis die Kirchenglocken, die noch unter der Erde fortklingen, den letzten Ton ausgeläutet haben. Die Stätte der Kirche erscheint aber dem Auge heutigen Tages nicht anders als ein quelliger Wiesengrund.

Die öselschen Turmzieher und die Sühneburg

Auf dem Eiland Ösel liegen zwei Schlösser, Arensborch und Sovnenborch, da der hohe Turm steht, da die Schiffer ihren Kurs nach richten. Welchen Turm vormals die öselschen Bauern mit ihren Ochsen haben an einem starken Ankertaue umreißen wollen. Sie haben das Tau oben festgemacht am Turme und viel Ochsen vorgespannt. Wie aber die vordersten angezogen, sind die hintersten, weil sie bei den Hörnern angespannt gewesen, in die Höhe geführt und gezogen. Da haben die Bauern gerufen in ihrer Sprache: „Ole, ole Fadder, herge lop Himelreich (hör, hör Vater, die Ochsen fahren zum Himmel).“ Dies haben sie darum getan, daß sie nach dem Alten möchten die Beute vom gestrandeten Gut erhalten. Aber sie haben zur Strafe das Schloß Sovnenborch (Sühneburg) bauen müssen.

Eine andere Überlieferung erzählt Folgendes:

Die Öselaner gewannen nichts mehr durch Schiffsstrandungen, seitdem die vorsichtigen Dänen an der westlichen Küste der Insel eine Feuerbake errichtet hatten. Der Eigennutz und die Habsucht riet ihnen demnach, auf die Zerstörung des Leuchtturmes zu sinnen. Solches glaubten sie dadurch zu bewerkstelligen, daß sie an der Spitze desselben ein langes Schiffstau befestigten und an das untere Ende des Taues einige Züge Ochsen anspannten. Da nun die vordersten das Seil anzogen, so wurden die hinteren natürlich etwas in die Höhe gezogen, wobei die Antreiber der Tiere gerufen: „Halt, Brüder! das geht nicht so.

Seht ihr nicht, daß die Ochsen gen Himmel fahren?" Zur Strafe dieses Vorwitzes hätten sie das Schloß Sühneburg erbauen und, wie die Sage geht, den Kalk statt mit Wasser mit süßer Milch einrühren müssen.

Diese Begebenheit scheint begründet zu werden durch ein noch übliches Schimpfwort, womit das Volk in der Strandwiek die Insulaner im Wortwechsel noch jetzt zu belegen pflegt, wenn es zu ihnen sagt: „Du Turmzieher!"





Schloß Edwahlen

Zwei Brüder Johann und Friedrich Behr, Enkel Johann Behrs, Statthalters des Herzogs Magnus im Stifte Pilten und Erbherrn auf Schloß Edwahlen freiten beide nach dem schönen Fräulein Sibylle von Maydell, wohl aus dem Schlosse Dondangen. Sie aber, eine wilde Jägerin, wollte vom Ehejoch nichts wissen, sie schweifte stets im grünen Jagdkleid im Walde umher und spottete ihrer vielen Freier. Johann glaubte den älteren Bruder bevorzugt und erschlug ihn in einsamer Nachtstunde im Schlosse Edwahlen, wo Friedrichs Blut die Wand des Gemaches bespritzte. Die Tat ward verheimlicht, die Wand gereinigt, Friedrich, als am Schlagfluß plötzlich verschieden, festlich beerdigt und Johann erlangte endlich die Hand der spröden und wilden Sibylle, die von ihren Eltern zur Entscheidung für einen ihrer Freier gedrängt wurde und zuletzt den wilden und in allen ritterlichen Künsten gewandten Johann allen andern vorzog.

Während der Werbung um Sibylle war die blutige Tat in Johanns Erinnerung in den Hintergrund getreten, stolz zog er mit seiner Gemahlin in Edwahlen ein. Aber beim Eintritt in das Mordgemach erblickte er den verhängnisvollen, wieder an der Wand zum Vorschein gekommenen Blutfleck und stürzte bewußtlos nieder. In wilden Fieberphantasien erwachte er und seine Reden erweckten bei der jungen Frau Ahnungen der grauenvollen Tat, denen ein volles Geständnis in banger Krankheitsstunde traurige Gewißheit gab. Allmählich genas Johann, aber sein Mut war gebrochen. Gewissensangst ließ ihn alle Menschen meiden

und trieb ihn unstät im Walde umher, wohin selbst Sibylle ihn nur selten begleitete, denn sie war von dem schweren Geheimnis belastet und maß sich einen Teil der Schuld zu. Von dem geliebten Waidwerk bewahrte sie nichts als das grüne Kleid und wandelte meist allein im einsamen Schloß umher oder saß im alten Saal und spann. Um das Verbrechen zu sühnen baute Johann die Kirche in Edwahlen, aber damit kehrte die Ruhe in die Seelen der unglücklichen, kinderlosen Gatten nicht ein.

Einst saß Sibylle wieder an einem Herbstabend allein an ihrem Spinnrad im Saal, da erschien aus dem anstoßenden runden Turm ein Zwerg. Sie erschrak wohl, aber der Kleine sprach so lieblich und fein, daß sie ihn anhören mußte. Er bat um Abtretung des Saales zur Feier der Hochzeit seines Königs und versprach dafür ein schönes Geschenk, jedoch unter der Bedingung, daß kein menschliches Auge diese Mysterien belauschen dürfe. Sibylle versprach es, zog sich in ihr Schlafgemach zurück und verschloß vorher den Saal.

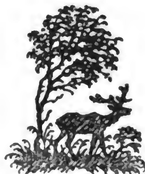
Johann war spät von seinen einsamen Streifereien heimgekehrt und lag halb wachend, halb träumend auf seinem Lager. Da hörte er wunderbar liebliche Musik vom Saale herübertönen. Halbbewußten Sinnes ging er der süßen Melodie nach, schaute, da er die Tür verschlossen fand, durch das Schlüsselloch und sah da die glänzende Hochzeit der Zwerge. An einem Ende des Saales war ein kleiner Altar errichtet, vor dem ein Zwergpriester ein niedliches, mit Krone und Szepter geschmücktes Paar einsegnete. Von da ging der Zug zur prächtigen Hochzeitstafel in einem anderen Teile des Saales, wo kleine Pagen die geputzten Dämchen und Herrchen mit kleinen goldenen Schüsseln und krystallenen Flaschen bedienten. Nach gehobener Tafel ging man in einen anderen hellerleuchteten Teil des Saales und tanzte den Hochzeitsreigen. Immer begleitete die bezaubernde Musik in den mannigfaltigsten Weisen das Fest, bis die ganze Zwerggesellschaft, das junge Königspaar voran, in kleinen, bereitstehenden Wagen nach dem Turme fortfuhr und dort verschwand. Da graute der Morgen und wankenden Schrittes ging Johann zu der eben erwachten Sybille, um ihr das Erlebte zu erzählen. Sie jammerte laut auf, weil sie wegen des enthüllten Geheimnisses der Zwerge und des ihnen gegebenen Versprechens schlimmes ahnte. Auch Johann ergriff tiefe Angst. Er wollte aus dem unheimlichen Schlosse entfliehen, warf sich auf ein Pferd und stürmte fort. Bald aber kehrte das Roß ohne Reiter, zitternd und mit Schaum

bedeckt in den Schloßhof zurück. Sybille eilte mit ihren Leuten in wilder Angst hinaus, um den Gatten zu suchen und fand ihn unweit des Schlosses entseelt am Fuße der noch jetzt im Parke von Edwahlen stehenden Eiche.

Schlaflos saß Sibylle abends wieder allein im stillen Schloß neben dem müßigen Spinnrad, als derselbe Zwerg, eine goldene Spindel in der Hand, wieder erschien und zu ihr sprach: „Deinen Gemahl hat sein wohlverdientes Geschick ereilt. Das menschliche Auge, das unsere Mysterien gesehen, muß sich auf immer schließen, einer der unsrigen scheute an jener Eiche das Roß, so daß der Reiter abgeworfen wurde und sterben mußte. Doch auch der erwiesene Dienst bleibt nicht unbelohnt. Unser König sendet dir diese goldene Spindel. Sorge, daß sie in diesem Schloß erhalten werde, dann wird es auch bestehen und das Glück seinen Besitzern hold sein.“ Sibylle ließ die Spindel in eine Mauer des Saales einmauern und übergab dem letzten Bruder Johanns, Ulrich, als rechtmäßigem Erben, das Schloß mit dessen schauerlichen und wunderbaren Geheimnissen. Nur kurze Zeit noch lebte sie darauf und hielt sich stets im alten Saale auf, die ihr anvertraute Spindel bewachend. Da fand man sie eines Abends entseelt sitzen, das Antlitz dahin gewendet, wo die Spindel eingemauert war. Selbst nach dem Tode noch soll sie öfters im grünen Jagdkleid des Nachts in den Gängen des Schlosses und im alten Saal erschienen sein, für die anvertraute Spindel und mit ihr für das Geschick des Schlosses und seiner Bewohner sorgend.

Der Blutfleck an der Wand des Mordgemachs wollte gar nicht verschwinden und trotz allen Übertünchens schimmerte er immer wieder durch, so daß man einen alten Schrank davor stellen mußte. Der Besitzer Edwahlens, Baron Adolf Behr und seine Gemahlin Eveline, geborene Gräfin Keyserling-Rautenburg, ließen das Schloß in den Jahren 1835—1841 im alten Stil erneuern und ausbauen. Da wurde auch der Blutfleck im Schlosse getilgt, indem ein Kamin an der Stelle in die Wand hineingebrochen und so durch das Feuer des häuslichen Herdes der Mord gesühnt wurde. Bei diesem Umbau starb im ersten Jahre plötzlich der Architekt im Schloß und sein Nachfolger fand ebenfalls seinen Tod durch einen Sturz vom Gerüst. Da sagten die Leute, daß die grüne Frau die Änderungen nicht leide, für ihre Spindel fürchtend. Als aber der Besitzer nun selbst die Leitung übernahm, ging der Bau ohne Unfall glücklich zu Ende. Die Ahnfrau

im grünen Kleide mochte ihm wohl vertrauen, daß er die Spindel nicht verletzen werde, was auch sorgsam vermieden wurde, indem man die Stelle der Mauer, wo sie verborgen liegt, nicht entfernt berührte, und so das Andenken der Zwerge ehrte, deren Verheißung sich nun schon zwei Jahrhunderte lang bewährt hat und noch lange bewähren möge.



Der Fluch des Elfenkönigs in Dondangen

Ungefähr zwanzig Fuß über dem kleinen Eingangstor an der südlichen Seite des im Viereck gebauten Schlosses Dondangen ragt ein mäßig großer Stein aus der Mauer hervor, wo der Sage nach in uralter Zeit ein Muttergottesbild hing.

Ein Besitzer des Schlosses ward an dieser Stelle einst im Zweikampf von einem andern Ritter getötet, und in demselben Augenblick, wo der Burgherr von der Hand seines Gegners fiel, stürzte das Marienbild von seinem Platz herab und erschlug den feindlichen Ritter. Sofort aber sproß aus der Stelle, wo das Muttergottesbild gestanden, ein Birkenbäumchen hervor. Es war, als ich es sah, kaum ein paar Fuß lang, ziemlich ästig und blätterreich und hatte einen Stamm von etwa einem Zoll im Durchmesser.

Dies geheimnisvolle, aus den Steinen hervorgewachsene Bäumchen grünte nun Jahrzehnte lang fort, ohne daß ein Größerwerden an ihm wahrgenommen werden konnte, und ward ein Gegenstand der Bewunderung für alle, die Dondangen besuchten, um so mehr, als die Sage erzählte, daß sich ein Fluch des Elfenkönigs an jenes Bäumchen knüpfte.

Der Sohn jenes erschlagenen Burgherrn nämlich, ein Baron Maydell, ritt einst von Dondangen nach Irben und ward auf dem Kreuzweg bei Schlüterhof in der tiefen Dämmerung des Abends von einer kleinen glänzenden Erscheinung angehalten, die eine Krone auf dem Haupte trug.

„Ich bin der Elfenkönig, der die Davidshöhle bei Schlüterhof bewohnt," sprach der kleine Gnom, „und bitte dich um die Gunst, mir für die Sylvesternacht den Rittersaal im Schlosse zu Dondangen abzutreten, wo ich meine Hochzeit mit der Elfenkönigin feiern will. Zur Belohnung dafür verheiße ich dir den von dir so sehr gewünschten Sohn und einen ungeheuren Schatz, der unter einem der Grundsteine deines Schlosses verborgen liegt. Aber ich mache die Bedingung, daß kein sterbliches Auge unser Fest belauscht, und wehe dir, wenn diese Bedingung übertreten wird!"

Der Burgherr ging sogleich auf die Bitte des Elfenkönigs ein und schwur ihm einen heiligen Eid, daß in der Sylvesternacht kein menschlicher Fuß sich dem Rittersaal nähern solle.

Nach diesem gegenseitigen Vertrage verschwand der Zwerg in der Dunkelheit und der Ritter setzte seinen Weg fort.

Bei seiner Heimkehr gebot er allen seinen Hausleuten bei Todesstrafe, daß kein Mensch sich unterstehen solle, in der Sylvesternacht sich dem Rittersaal zu nähern, und glaubte nun, sich ruhig schlafen legen zu können.

Aber ach! eine Jungfer im Schloß, die ihrer grünen Kleidung wegen gewöhnlich die grüne Jungfer genannt wurde, empfand eine unüberwindliche Neigung zu erfahren, was sich denn in dieser Nacht geheimnisvolles im Rittersaal zutragen solle. Von fieberhafter Neugierde getrieben schlich sie um Mitternacht zu einer Tür des Saales, legte ihr Auge an das Schlüsselloch und blickte hinein.

Da sah sie mit dem äußersten Erstaunen, wie die kleinen Diener des Elfenkönigs geschäftig alle Vorbereitungenn zu dem Hochzeitsmahl ihres Gebieters trafen. Sie deckten einen kleinen Tisch und bedeckten ihn mit Schüsseln von glänzendem Krystall und Edelsteinen, sie zündeten tausende von glänzenden kleinen Lampen an, die eine Tageshelle in dem düsteren Saal verbreiteten, und die Lauscherin hinter dem Schlüsselloch hielt mit Entzücken den Atem an vor Bewunderung und Erstaunen.

Als aber der Brautzug nahte, und sie die Braut am Arme des Elfenkönigs gewahrte, die so schön war, so schön, daß menschliche Worte es nicht auszudrücken vermögen — da konnte die grüne Jungfrau sich nicht enthalten, ein leises Ach auszustoßen, womit sie ihrem Entzücken Luft machte.

In demselben Augenblick hörte man einen fürchterlichen Knall, der alle Bewohner aus dem Schlafe aufschreckte. Die Lampen waren erloschen, die Elfen verschwanden und die unglückliche Lauscherin lag, in Zuckungen sich windend, auf der Diele an der Tür des Rittersaales. Sie hatte kaum Zeit den Herbeieilenden ihre Übeltat zu bekennen, als sie in Bewußtlosigkeit verfiel und noch vor Anbruch des Tages ihr Leben aushauchte.

Das gewölbte Zimmer, das sie einst im Schloß bewohnte, heißt noch immer das Zimmer der grünen Jungfer. Sie selbst aber erschien seinen Bewohnern von Zeit zu Zeit in den langen Korridoren des Schlosses und klagte ihr schon Jahrhunderte dauerndes Leiden, wie sie ruhelos umherwandeln müsse und vergebens der Erlösung harre.

Bald nach jenem schreckensvollen Neujahrstage ritt der Burgherr wiederum nach Irben und auf dem Kreuzwege bei Schlüterhof erschien ihm abermals der Elfenkönig, aber diesmal in drohender Gestalt.

„Du hast deinen Schwur nicht gehalten," sprach er zürnend, und zur Strafe dafür spreche ich einen Fluch über Schloß Dondangen aus: das Geschlecht der Maydell soll mit dir in Kurland erlöschen. In Schloß Dondangen aber soll nie ein Majoratsherr geboren werden und es soll immer und immer von einer Hand in die andere übergehen, bis jene Birke in der Mauer groß genug geworden ist, um aus ihrem Holz eine Wiege zu zimmern. Die grüne Jungfer aber soll bis zu diesem Zeitpunkte auch keine Ruhe finden im Grabe."

Damit verschwand der zürnende Gnom und mit sehr traurigen Gedanken ritt der Burgherr weiter.

Er blieb wirklich kinderlos, und mit ihm erlosch das Geschlecht der Maydell in Kurland. Durch seine Gemahlin, Anna Sibylla von der Osten-Sacken, kam das Gut in Sackenschen Besitz und wurde zum Sackenschen Majorat erhoben. Aber fast alle Dondangenschen Majoratsherren waren kinderlos und das große Gut erbte nie vom Vater auf den Sohn, sondern ging immer nur an die nächsten Verwandten über.

Im Jahre 1845 starb der ebenfalls kinderlose Majoratsherr, Carl von der Osten-Sacken, dem sein jüngster Bruder Theodor

folgte, der bereits zwei Söhne besaß, als er Dondangenscher Majoratsherr wurde.

Jene geheimnisvolle Birke stand und grünte noch immer. Um ihr Wachstum zu fördern, ließ Theodor von der Osten-Sacken die innere Wand des Schlosses an der Stelle, wo die Birke wuchs, etwas aushöhlen und fruchtbare Erde hineinlegen. Aber zum allgemeinen Schrecken starb das Bäumchen nun gerade ab. Man tröstete sich mit dem Glauben, daß die Strafzeit endlich abgelaufen und der Fluch nun gelöst sei, da bei der hohen Industrie der jetzigen Zeit aus dem schwachen Bäumchen allenfalls eine Wiege gezimmert werden könnte, und als seinem Sohne, dem jetzigen Besitzer von Dondangen, Carl von der Osten-Sacken, im Jahre 1859 ein Sohn geboren ward, der erste Majoratsherr, der überhaupt jemals in Dondangen das Licht der Welt erblickte — da schien der alte Fluch gelöst, und der Vater des Kindes ließ das bereits vertrocknete Bäumchen abhauen und das Abbild einer Wiege davon verfertigen, womit man das erste Ruhebett des kleinen Majoratsherrn verzierte.



Das schöne Fräulein von Zabeln

Lange nachdem die Deutschen und unter ihnen vorzüglich Balduin von Alna, ein päpstlicher Legat, mehrere Ortschaften in der Nähe des jetzigen Zabeln, wie Wallgahlen, Pedwahlen, Kandau, Rönnen und das etwas entfernter gelegene Pussen zum Christentum übergeführt hatten, stand auf einem kegelförmigen Berge, der noch heutigen Tages den Flecken überragt, eine Burg, einem schönen, jungen und reichen Fräulein gehörig. Unzählige Freier fanden sich, angelockt durch die hübsche und reiche Erbin, aber das Fräulein gab keinem den Vorzug

und erklärte auf vieles Drängen endlich, nur den zum Ehegemahl anzunehmen zu wollen, der imstande sei, die steilste Seite des Berges, auf dem die Burg stand, zu Pferde zu erklimmen. Viele Edle unternahmen das Wagstück, aber keinem von ihnen gelang es, und die meisten von ihnen fanden ihren Tod in dem tiefen und breiten Graben unmittelbar am Fuße des Berges. Nur wenige entkamen mit dem Leben, Haß und Rache gegen das Fräulein im Herzen.

Da erschien eines Tages ein Knappe in fremdartigem Aufputz mit der Botschaft, ein Ritter aus Welschland bitte um die Erlaubnis, den gefährlichen Ritt machen zu dürfen, füge aber die Bedingung hinzu, sein Roß, im Falle er das Wagstück vollbringe, in den Bankettsaal statt in den Stall führen zu dürfen. Die Schöne gewährte höhnisch lächelnd die Bitte des fremden Ritters, glaubte sie doch, daß er wie alle andern sein Ziel niemals erreichen würde. Aber es kam anders. Auf schwerfälligem Rosse erschien der Welschländer, durchschwamm langsam den Burggraben, erklomm unter dem Zujauchzen der unten stehenden Menge den Berg, führte, von dem erblaßten Fräulein geleitet, sein Pferd in den Bankettsaal, wie er es ausbedungen, und verließ auf der anderen gebahnten Seite die Burg. Und wie einst das Trojanische Pferd Männer, spie das künstlich in Welschland verfertigte Roß Harz, Schwefel und Feuer aus, und bald stand die Burg in Flammen. Um Hilfe flehend streckte das Fräulein den unten Stehenden ihre Arme entgegen, versprach unter tausend Eiden alles Land, so weit das Auge reiche, unter sie zu verteilen und aus einem Schatze, der im Burgkeller vergraben liege, eine christliche Kirche bauen zu lassen. Aber keine Hand rührte sich, und bald war das schöne Fräulein unter den Trümmern ihrer Burg begraben. Da das Land, das dem Fräulein gehört hatte, jetzt ohne Herrn war, so teilten sich die ärmeren Grundbesitzer, die bei dem Brande zugegen waren, darin und bauten sich am Fuße des kegelförmigen Berges an. Aus dem Schatze aber wurde die erste christliche Kirche erbaut.

Der Herr von Koskull

Ein livländischer Edelmann hatte eines Tages das Unglück, bei einem Spaziergang so tief in den Morast zu sinken, daß er sich nicht wieder herauszuhelfen vermochte; er ragte nur noch mit seinem Kopfe hervor. Da kam ein lettischer Bauer vorüber. Diesen ruft

er um Hilfe an. Der Bauer nimmt seinen langen Speisesack, wie ihn dort zu Lande jeder zu tragen pflegte, wirft dem Herrn das eine Ende desselben hin und ruft fortwährend zu: „Kohd kulle! kohd kulle!“ d. h. beiß den Sack. Der Edelmann wurde gerettet und hieß seitdem der Herr von Koskull. Sein Geschlecht blüht noch im Lande.

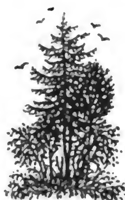
Die Frau von Ringen

Zur Zeit der letzten Herrmeister lebte auf dem Schlosse Ringen in Livland ein Herr Johann von Tödwen mit seiner Frau Anna, geborenen von Tiesenhausen, und einer einzigen Tochter. Er war ein reicher und angesehener Mann, der viele Güter besaß und es an Macht und Üppigkeit allen Vornehmen des Landes zuvortun konnte. Auch seine Frau war aus einer sehr wohlhabenden Familie und liebte ihre Tochter sehr. Um sie zu erfreuen, wollte sie ihr ein so prächtiges Kleid machen lassen, daß seines Gleichen in Livland nicht gefunden werde und das ganze Land davon zu reden und zu fabulieren habe. Daher ließ sie einen geschickten Schneider aus Deutschland verschreiben, der fein zu sticken und mit Gold und Edelsteinen in geschlungenen Linien das Gewand zu schmücken verstände. Als sie einen solchen Künstler gefunden, fragte sie ihn, ob er sich getraue, ein Kleid zu fertigen, an dem sie und ihre Tochter Gefallen finde. Er antwortete hochmütig: „Wahrlich, solche Kunst verstehe ich und bin gewiß, daß man meine Arbeit loben wird, denn ich will ein solches Kleid machen, daß selbst der Teufel sich nicht enthalten kann, darüber zu lachen.“

Er begann nun mit drei geübten Gesellen die Arbeit, konnte aber kaum in Jahresfrist das Versprochene leisten, ja er verlor infolge der angestrengten feinen Stickerei das Augenlicht. Sobald das Kleid vollendet war, führte die Mutter ihre Tochter in den Saal, verschloß die Tür und legte ihr das prächtige Gewand an. Da nun diese in dem neuen herrlichen Kleide vor den Spiegel trat und sich selbst bewunderte, hörten sie plötzlich in dem Zimmer, in dem doch niemand außer ihnen sich befand, ein lautes ungewöhnliches und sonderbares Lachen, so daß sie vor Schreck zitternd und bebend eilig das Zimmer verließen.

Nicht lange nachher drangen die Russen ins Land, eroberten die Burg und übergaben sie den Flammen. Der Herr von Tödwen fiel

bei der Verteidigung, seine Frau flüchtete aus dem brennenden Schlosse, wurde aber von ihrer Tochter getrennt, die entweder erschlagen oder in die Gefangenschaft nach Moskau geführt wurde. Sie selbst erreichte unter vielen Gefahren Hapsal, wo sie, da sie ihr ganzes Vermögen verloren hatte, in solche Not geriet, daß sie bald nachher in der größten Dürftigkeit starb.





Die Meermaid und der Herr von Pahlen

Vor Zeiten erging sich einmal ein Herr von Pahlen am Strande des Meeres, da sah er auf einem Stein eine Jungfrau sitzen, die bitterlich weinte. Der Herr trat alsbald näher und fragte sie, was ihr fehle, daß sie so bitterlich weine. Die Jungfrau sah ihn eine Weile mit tränenden Augen an, seufzte tief auf, antwortete aber nicht. Da streichelte der Herr ihr sanft Kopf und Wangen und fragte abermals mit liebreicher Rede: „Sage mir deines Herzens Kummer, denn ich frage nicht zum bloßen Zeitvertreib, sondern will dir, wenn irgend möglich, helfen und deine Tränen trocknen.“ Die Jungfrau erwiderte weinend: „Du bist ein sterblicher Mensch, darum kannst du mir keine Hilfe bringen, da ich unter einem höheren Gesetz stehe, aber da du freundlich gegen mich warst, so will ich dir meine Not klagen. Sieh, ich bin des Meervaters einzige Tochter und muß seine Befehle unweigerlich ausführen, wenn mir auch das Herz zu springen droht und die Tränen mir aus den Augen stürzen. Heute morgen erhielt ich den Befehl, vor Abend die Wellen hoch aufschäumen zu machen und sie die Nacht durch im Toben zu erhalten. Denk ich daran, wie viele Schiffe und Menschen da zu Grunde gehen werden, so kann ich mein kummervolles Herz nicht beschwichtigen.“ Der Herr forschte nun weiter, weshalb der Meeresvater ein so grauenvolles Spiel liebe, welches niemandem Nutzen bringe, worauf das Mädchen erwiderte: „Ich glaube, er wirkt die Verzauberung der Wellen nur der Windesmutter zum Ergötzen, mit der er heimlich Freundschaft geschlossen hat und nach deren Pfeife er jetzt tanzen

muß. Wenn jemand mir den Machtring vom Finger ablösen könnte, so daß es mir unmöglich würde die Wellen zu erregen, dann hätte der Vater von mir gar keine Unterstützung, sondern müßte die häusliche Arbeit allein vollbringen." Der Herr bat, den Ring besehen zu dürfen, und fand, daß er ganz ins Fleisch hineingewachsen war, und daß keine Gewalt ihn abzuziehen vermochte. Nachdem nun der Herr den Machtring eine Zeitlang betrachtet hatte, bat er die Jungfrau, sie möchte ihm erlauben zu versuchen, ob es nicht möglich sei, den Ring durchzubeißen. „O, wenn dir das möglich wäre!" rief sie freudig, „dann würde ich dir ewig dankbar sein und dir reichen Lohn für deine Mühe zahlen!" Darauf packte der Herr den Ring kräftiglich mit den Zähnen, die Jungfrau schrie vor Schmerz auf — ein Ruck! und der Ring war mitten durchgebrochen. Jetzt fiel die Jungfrau dem Herrn um den Hals, dankte und reichte ihm den durchgebissenen Ring mit den Worten: „Nimm ihn zum Andenken und verliere ihn ja nicht, er wird dir Glück bringen. Morgen sollst du den Lohn für deine Mühe empfangen." Dann ging sie singend und hüpfend dem Meere zu, setzte sich auf den Kamm einer Welle und schwamm wie eine Wildgans bald so weit, daß der Herr sie aus den Augen verlor.

Als der Herr am andern Morgen erwachte und die Augen auftat, standen zwei mit starken Eisenreifen beschlagene Tonnen vor seinem Bette. Niemand konnte Auskunft darüber geben, wie die Tonnen dahin gekommen waren, denn soviel das Gutsgesinde wußte, war keine fremde Seele, weder am Abend noch am Morgen da gewesen, und in der Nacht waren alle Türen verschlossen geblieben. Die Tonnen wurden so schwer gefunden, daß drei starke Männer sie nicht vom Flecke schieben, geschweige denn aufheben konnten. Als man die Deckel aufbrach, fand es sich, daß beide Tonnen bis zum Rande mit Silber gefüllt waren. „Gott sei gedankt!" rief der Herr aus, „jetzt kann ich meines Herzens Sehnsucht stillen und den Armen Gutes tun!" Noch selbigen Tages ließ er die Leute des Gebietes zusammenrufen und teilte jedem Gesinde eine Hand voll Geld aus — damit erschöpfte er die eine Tonne. Von der andern Tonne schenkte er die Hälfte zu Kirchenbauten, die andere Hälfte der Stadt Reval, damit ihre Ringmauern verstärkt würden. Daher also stammt der alte Reichtum des Pahlenschen Gebietes, der sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Die Steindenkmale der Hungersnot*)

Wer je nach Palms**) gekommen ist, der hat wohl auch jene Steinhaufen gesehen, die an vielen Orten und auf den Gutsfeldern stehen. Wie die alten Leute zu erzählen wissen, sind jene Steinhaufen alle zur Zeit einer schweren Hungersnot zusammengetragen worden, was so zuging: Die Herren von Pahlen hatten seit unvordenklichen Zeiten die Gewohnheit, einen reichen Getreidevorrat in den Gutskleeten anzusammeln, auf daß, wenn einmal die Leute durch Mißwachs Mangel litten, die Gutskleete sie bis zur neuen Ernte ernähren könnte. Da geschah es, daß eines Jahres eine so bittere Hungersnot in Estland herrschte, daß die Leute aller Orten hinstarben wie die Fliegen. Wer aber zu seinem Glücke noch soviel Kraft hatte, sich nach Palms aufzumachen, der war gerettet. Daher kamen hier nach und nach Hunderte von Menschen zusammen, die der Herr von Pahlen aus seiner Kleete versorgte, und es war ein so reicher Gottessegen vorhanden, daß die Kornkasten nicht leer wurden. Obgleich nun der Herr dafür keine Arbeit von den Leuten verlangte und sie zu keinerlei Leistung anhielt, sondern ihnen aus Erbarmen das Brot gab, so hielten es doch die Leute ihrerseits für Pflicht, für den Herrn irgend eine Arbeit zum Dank für seine Wohltat auszuführen. Weil nun die Pahlenschen Felder sehr steinig waren, so faßten die Leute einmütig den Beschluß, alle Steine von den Feldern abzusammeln und in Haufen aufzutürmen. Diese Steinhaufen führen deshalb den Namen: „Steindenkmale der Hungersnot." Man sagt ferner, daß seit der Zeit bis auf unsere Tage herab die Pahlenschen Felder reich gesegnet sind, und wenn auch ringsum Mißwachs eintritt, so bleiben diese Felder doch bewahrt, weil die Tränen der Hungrigen sie betaut haben und die Dankgebete der Gesättigten zu Gottes Ohr gedrungen sind.

---

*) Der Herausgeber, Dr. Kreutzwald, macht zu dieser Sage nachstehende Bemerkung: „Die folgenden alten Erzählungen haben sich alle als unvergängliche Ehrendenkmale für die Erbherren von Palms im Gedächtnis des Volkes erhalten. Meines Wissens gibt es hier zu Lande kein anderes Adelsgeschlecht, welchem die alten Sagen einen solchen Ehrenkranz geflochten haben, als das Geschlecht der Barone Pahlen. Wo Hörige ein derartiges Gedächtnis für ihre Herren bewahren, da darf man wohl den Schluß ziehen, daß jene Männer Freunde des Volkes waren."

**) So heißt das Gut derer von Pahlen.

Der Vatermörder

Ein Ritter hatte zwei Söhne, die lange Zeit im Kriege gewesen waren. Der jüngere hatte soviel Freude am Kriegshandwerke gefunden, daß er zuhause keine Ruhe hatte und vom Vater eine bedeutende Geldsumme verlangte, um wieder zurückzukehren. Da dieser ihm seine Bitte abschlug und ihm seiner verschwenderischen Lebensweise wegen öftere Vorwürfe machte, ergrimmte der Sohn, verbarg aber seinen Zorn und blieb einige Zeit im väterlichen Hause. Als aber der Vater auf die Jagd ging, folgte er ihm, und nach kurzem Wortwechsel erschlug er den ehrwürdigen Greis, dessen Leichnam er im Walde verscharrte. Nach vielem Suchen wurde der entstellte Körper gefunden, und der Verdacht fiel auf die Söhne, die zum Schwur in die Kirche zu Hapsal gerufen wurden. Die Hand auf die Wunde des Erschlagenen gelegt, leisteten beide den Reinigungseid, und der Jüngere fügte hinzu, daß er nicht dreißig Schritte vom Altar gehen wolle, wenn er nicht an diesem Verbrechen unschuldig sei. Obgleich die Wunde bei seiner Berührung aufs Neue anfing zu bluten, blieb er doch bei seiner Aussage und ging aus der Kirche. Kaum aber hatte er dreißig Schritte vom Altar getan, als er plötzlich vom Schlage getroffen niedersank und nur noch Zeit hatte, vor dem herbeieilenden Bischof das Bekenntnis seiner verruchten Tat abzulegen. Gleich darauf starb er, wurde an derselben Stelle begraben, und ein Leichenstein ward auf das Grab gelegt, der noch jetzt das Andenken an diese Begebenheit erhält.

Neckmannsgrund

Auf dem nördlich von der Dagöschen Halbinsel Köppo gelegenen Riffe Neckmannsgrund stranden alljährlich Schiffe, die durch den Bergeanteil dem Besitzer von Hohenholm bedeutenden Gewinn bringen. Auf der Untiefe liegt, besonders in stürmischen, dunkeln Nächten, ein großer Hund, der durch sein Bellen die Schiffer anlockt, und, wenn sie scheitern, die Mannschaft unters Wasser taucht. Die Überreste der Schiffe werden dann ans Ufer getrieben und fallen zum Teil dem Gutsherrn zu, während seine Bauern sich durch die, wenn auch gefährliche, doch gut bezahlte Arbeit, oft auch auf unrechtmäßige Weise, bereichern. Einer der früheren Besitzer erwarb sich auf diese Weise ein unermeßliches Vermögen, da ein Schiff nach dem andern, meistens mit sehr

reicher Ladung, auf seinen Strand geriet. Er stand nämlich mit dem Bösen im Bunde, wußte durch magische Künste Sturm, Regen und Schneegestöber hervorzurufen, und verschiedene Geister gehorchten seinen Befehlen. Auch durch falsche Feuer suchte er die Seeleute zu täuschen, indem er in ziemlicher Entfernung von der alten Bake ein Lusthaus mit großen Glasfenstern erbaute und in den dunkeln Herbstnächten hell erleuchten oder auch den am Strande weidenden Ochsen Reisigbündel an die Hörner binden und sie anzünden ließ. Einen Schiffer, der sich gerettet hatte und ihm seine Gottlosigkeit vorhielt, ließ er umbringen und den Leichnam in den Rauch hängen. Als er später gefangen wurde und nach Sibirien gebracht werden sollte, befreiten ihn seine Geister aus den Händen der Wachen, rissen ihm seine Ketten ab und brachten ihn weit übers Meer in ein fernes Land, wo er noch lange lebte, endlich aber, um seine Sünden zu verbüßen, eine Kirche baute und dadurch seine Seele rettete.



Die Rigasche Jungfrau auf Rügen

Dicht bei Stubbenkammer auf Rügen erhebt sich am Strande des Meeres der Waschstein. In einer Höhle zu seinen Füßen hat vor Zeiten der berüchtigte Seeräuber Störtebecker seine Niederlage gehabt; dorthin zog er, um von seinen Räubereien auszuruhen mit seiner Bande, die im Lande den Namen der Vitalienbrüder hatte; dort verbarg er seine großen geraubten Schätze. Dieser Zufluchtsort war allen seinen Verfolgern unbekannt, und er war deshalb in ihm sicher vor Verfolgung.

In dieser Höhle ist es noch jetzt nicht geheuer und man trifft allnächtlich um Mitternacht einen seltsamen Spuk darin. Insbesondere sieht man oft eine trauernde Jungfrau daraus hervorkommen mit

einem blutigen Tuch in der Hand. Mit diesem begibt sie sich an das Wasser, um die Blutflecken herauszuwaschen. Aber das will ihr nicht gelingen, und sie geht dann seufzend in die dunkle Höhle zurück. Von dieser Jungfrau erzählt man, daß sie ein vornehmes Fräulein aus Riga gewesen ist. Die hat Störtebecker einmal auf einem Raubzuge nach Livland gefangen und mit sich weggeführt, gerade als sie ihrem Bräutigam sollte angetraut werden. Der Ordensmeister hat ihn zwar mit vielen Schiffen verfolgt, ihn aber nicht einholen können. Darauf hat Störtebecker sie in die Höhle am Waschstein gebracht, und als er wieder zu einem neuen Zuge in See gegangen, hat er sie darin samt allen seinen geraubten Schätzen eingeschlossen. Von diesem Zuge ist er aber nicht wieder heimgekehrt; denn es war im Jahre 1402 und in diesem selbigen Jahre wurde er mit 711 seiner Spießgesellen von den Hamburgern nach einem blutigen Treffen eingefangen und nach Hamburg gebracht, wo sie sämtlich hingerichtet wurden. Die Jungfrau mußte darauf, weil niemand sie befreien konnte, in der Höhle am Waschstein einen schrecklichen Tod sterben, und sie hat noch immer bei den Schätzen, die sie bewacht, keine Ruhe finden können.

Vor vielen Jahren sah einmal ein Fischer, wie sie unten am Waschstein stand und das blutige Tuch vergebens ins Meer eintauchte und vergebens die Blutflecken herauszubringen suchte. Er faßte sich ein Herz und ruderte näher zu ihr hin und redete sie an mit den Worten: „Gott helf, schöne Jungfrau! Was machst du so spät hier noch allein?“ Die Jungfrau verschwand darauf; aber der Fischer war wie von einer Zauberei befangen, so daß er nicht von der Stelle konnte. Und wie nun Mitternacht kam, da sah er die Jungfrau wieder; sie trat zwischen den Kreidefelsen hervor auf ihn zu und sprach zu ihm: „Weil du Gott helf zu mir gesprochen, so ist dein Glück gemacht; folge mir nach!“ Damit kehrte sie zwischen die Felsen zurück und er folgte ihr in eine große, weite Höhle, die er vorher noch nicht gesehen. Darin lagen unermeßliche Haufen von Silber, Gold, Edelsteinen und Kostbarkeiten aller Art. Wie der Fischer die noch überschaute, hörte er auf einmal auf der See Ruderschlag und als er sich danach umblickte, da sah er ein großes schwarzes Schiff nahen; aus ihm stiegen an die tausend Männer, alle in dunkler Tracht und alle das Haupt unter dem Arme tragend. Still und ohne ein Wort zu sprechen schritten sie in die Höhle hinein und fingen an, in den geraubten Schätzen zu wühlen und sie zu zählen. Das waren die Geister des

geköpften Störtebecker und seiner Genossen; sie kommen jede Nacht so dahin und zählen ihren Raub, ob er noch vorhanden ist. Nachdem sie lange in dem Golde herumgewühlt hatten, verschwanden sie alle wieder; und nun füllte die Jungfrau dem Fischer einen Krug mit Gold und Edelsteinen, daß er zeitlebens der Reichtümer genug hatte. Darauf geleitete sie ihn zu seinem Schiffe zurück und als er sich wieder nach ihr umsah, war sie zusamt der Höhle verschwunden.

Katk, die Pest

Zur Zeit des schwedischen Krieges machte Katk seine Rundreise durch das Land, um die Menschen zu töten. Auf seiner Fahrt kam er auch in das Dorf Himmast. Die Einfahrt ins Dorf ist steil und, wenn man nicht vorsichtig ist, gefahrvoll, und schon mancher hat daselbst sein Wagenrad oder seine Achse gebrochen. Dem eiligen Katk erging es nicht anders; er fuhr zu rasch, der Wagen fiel um und ein Rad zerbrach. In der Verlegenheit, nicht anders weiter zu kommen, mußte er die Hilfe der Menschen, die er zu verderben hinausgezogen war, in Anspruch nehmen und um ein neues Rad bitten. Der Wirt des nächstliegenden Gesindes gab es ihm. Aus Dankbarkeit verschonte Katk nicht nur damals das Dorf, sondern er gelobte auch, es nie in der Zukunft heimzusuchen. Wie die alten Leute erzählen und glauben, hat er auch sein Gelübde getreulich gehalten bis auf den heutigen Tag.



Die wandernde Seele

Zwei Hirten hüteten einst das Vieh ihres Herrn und vereinbarten, daß sie abwechselnd wachen wollten. Der eine legte sich hin und schlief bald ein; der andere aber blieb wach und gab auf das Vieh acht. Nach einiger Zeit fiel sein Blick zufällig auf den schlafenden Gefährten, und mit Staunen sah er, daß aus dessen Munde eine rotbraune Maus herauskam, nicht größer als ein Heimchen, und schnell davonlief. Von Neugier erfaßt, folgte ihr der Hirt, so schnell ihn seine Beine tragen konnten. Das wunderliche Tierchen lief über Felder und Wiesen bis zu einem Sumpf, in dessen Mitte sich ein vom Blitz zerschmetterter Baumstamm befand. Die Maus kletterte an dem Stamm empor, kroch in eine Höhlung und verschwand. Nach einiger Zeit kam sie wieder zum Vorschein, lief auf demselben Weg zurück und kroch wieder in den Mund des Schläfers. Jetzt weckte diesen der andere Hirt und fragte: „Wovon hast du soeben geträumt?" — „Ich? Nun, mir war, als liefe ich über Felder, Wiesen und Sümpfe bis zu einem Turm, in dem viel Geld verborgen lag. Aber warum fragst du danach?" Der Gefährte erzählte ihm nun alles, was er gesehen.

Beide berieten sich eine Weile, versahen sich mit Äxten und Säcken und machten sich dann zu jenem Sumpf auf den Weg. Nachdem sie den Baumstamm gespaltet hatten, fanden sie in der Tat eine Menge Geld und wurden reiche Leute. Der Sumpf aber trocknete bald darauf aus.

Der Knecht als Werwolf

Ein Bauer ging zuweilen spät Abends hinaus und kam erst am Morgen zurück. Sein Knecht schlich sich einmal hinaus, um zu sehen was er mache, und sah, daß er sich an der Ecke der Badstube an den Balkenenden mehrmals rieb, dann plötzlich als Wolf aufsprang und in den Wald lief. Er versuchte es gleichfalls und wurde ein Wolf, lief in den Wald und kam gegen Morgen wieder ans Haus, verstand aber nicht, wieder zum Menschen zu werden, sondern lief heulend und klagend um das Haus herum. Der Bauer, der schon lange nach Hause gekommen war, hatte sich nicht wenig gewundert, seinen Knecht nicht zu finden, und da er nun einen Wolf in der Nähe heulen hörte, kam er auf die Vermutung, daß er verwandelt sei.

Deshalb trat er ins Freie und sogleich lief der Wolf auf ihn zu, indem er seine Angst und seinen Wunsch zu erkennen gab. Der Bauer rief ihm zu: „Dreh dich dreimal gegen die Sonne links herum!" Dies geschah, und er wurde wieder zum Menschen.

Der Frauen von Pahlen Todesboten

Alte Leute erzählen, daß Gott den Frauen von Pahlen das besondere Glück verlieh, daß er ihnen jedesmal, wenn das Scheiden aus dieser Welt bevorstand, ihre Todesstunde voraus verkünden ließ. Dies geschah so, daß sie einige Tage vor ihrem Tode sich selber erblicken mußten, sei es nun, daß ihre eigene Gestalt ihnen irgendwo entgegentrat oder auf demselben Stuhle saß, wo sie täglich selbst zu sitzen pflegten, oder vor ihren Augen schlafend im Bette lag. Hatte eine Frau von Pahlen ihr eigenes Bild auf diese Weise erblickt, so wußte sie, daß nach einigen Tagen ihr Ende bevorstehe, denn es war mit ihren Müttern und Großmüttern ganz ebenso gewesen. — Einer dieser Frauen war ihr Ebenbild auf der Schwelle erschienen und hatte sie mit betrübtem Blicke angesehen. Eine andere wollte sich eben zu Tische setzen, als sie sich selbst schon auf ihrem Stuhle sitzend gewahrte.

Der Priester und der Bettler

Eines Sonntags ging ein Priester zur Kirche, um Gottesdienst zu halten. Unterwegs gesellte sich ihm ein Bettler zu. Als beide an einen Bach kamen, forderte der Bettler den Priester auf, mit ihm übers Wasser zu gehen. Dieser aber, wohl wissend, daß er ein großer Sünder war, fürchtete sich und suchte einen Steg auf. Den frommen Bettler aber trug das Wasser, sodaß er trocknen Fußes mitten durch den Bach hinübergelangte.

Kaum hatte der Priester die Kanzel bestiegen, als der Teufel in der Kirche erschien und, nur ihm und dem Bettler sichtbar, entsetzliche Fratzen zu schneiden begann. Da konnte sich der Prediger des Lachens nicht enthalten, sodaß die wenigen Kirchenbesucher, die noch nicht eingeschlafen waren, sich sehr verwunderten. Da drohte der Teufel dem Pfaffen und verschwand.

Auf dem Heimwege gesellte sich der Bettler wieder zu dem Priester, der plötzlich heftigen Durst empfand. Sie kamen an denselben Bach

und der Bettler sagte: „Hier ist reines, klares Wasser, trink davon!" Der Priester tat also. Darauf führte der Bettler ihn weit, weit den Bach hinauf, bis zu dessen Quelle; dort lag ein Aas und das Wasser floß hell und rein aus ihm hervor.

„Sieh nun, welch Wasser du getrunken hast," sprach der Bettler. „Du selbst bist so ein Aas, aus dem das Wort Gottes, das du predigst, rein und klar hervorgeht."

Dann führte er den also ins tiefste Herz Getroffenen wieder zurück. Als sie sich trennten, lud der Bettler den Priester ein, ihn in seiner Hütte zu besuchen. „Ich werde dir eines Tages mein weißes Pferd senden, das soll dich zu mir tragen!"

Drei Tage später erschien auf dem Pfarrhof auch wirklich ein weißes Roß, der Priester bestieg es und wurde von ihm durch einen schönen Birkenwald bis vor die Hütte des Bettlers getragen. Beide Männer begrüßten sich und der Wirt, so arm er auch schien, setzte seinem Gast doch ein gutes Glas Wein vor. Der Priester trank den Wein, dankte und ritt gleich wieder heim. Aber wie ward ihm, da er auf den Pfarrhof kam? . . . Alles sah so ganz anders aus, als ers vor einer halben Stunde verlassen hatte; neue Gebäude, fremde Gesichter in Hof und Haus — ja sogar ein neuer, wunderlich gekleideter Priester. „Mein Gott, was ist hier vorgegangen?" rief der Heimgekehrte erstaunt und erschreckt.

Nach längerem Hin- und Herreden, denn sie konnten einander, obgleich jeder dieselbe Sprache zu sprechen glaubte, nur schwer verstehen, sagte der neue Priester: „Hier muß Gott ein großes Wunder getan haben! Vor mehr denn dreihundert Jahren soll auf diesem Pfarrhof allerdings ein Priester deines Namens, ein arger Sünder, gelebt haben, den ein weißes Roß für immer entführte."

„Dreihundert Jahre," schrie der Unselige, „und ich habe doch nur ein Glas Wein bei dem Bettler getrunken!" Dann brach er zusammen und zerfiel in Staub.



44

Das Fräulein von Borkholm

Von einem wunderbaren Feuerschein, der fast allmitternächtlich auf dem Borkholmer Teiche zu sehen war, wußten die Leute der Umgegend in alter Zeit viel zu erzählen, wie sie es von den Wächtern vernommen hatten. Das Feuerchen schoß wie eine brennende Kerze plötzlich aus dem Wasser in die Höh und erlosch wieder nach Verlauf einer Stunde. Wiewohl aber dieses Teichfeuer schon von Alters her den Leuten eine bekannte Sache war und viele Menschen es mit eigenen Augen gesehen hatten, so wußte doch niemand genauer anzugeben, wie es sich mit der Sache eigentlich verhielt. Endlich fand sich im Kirchspiel Halljal ein Alter, der nähere Auskunft geben konnte. Seine Erzählung lautete so: viele hundert Jahre vor der Russenzeit lebte in dem festen Schlosse Borkholm ein tapferer Ritter, der als lediger Mann die Haushaltung mit seiner jungen Schwester führte. Der Ritter mußte als Kriegsmann häufig abwesend sein, und so kam es, daß die Schwester mit einem jungen Mann eine Freundschaft schloß, die weiter führte, als beide voraussehen mochten. Als das Fräulein ihres Zustandes soweit inne wurde, daß sie einsah, der Frauenhaube nicht mehr entraten zu können, entschloß sie sich, das geschehene Unglück ihrem Bruder zu bekennen. Sie kam eines Tages in seine Kammer, warf sich ihm zu Füßen, gestand ihren Fehltritt, und bat um Erlaubnis, sich mit dem jungen Manne trauen zu lassen. Der Bruder stieß sie voller Wut mit dem Fuße fort wie einen Hund, ließ den Verführer seiner Schwester rufen, hieb ihm mit dem Schwerte den Kopf ab, sodaß sein Blut das Fräulein bespritzte, das vor Entsetzen in Ohnmacht fiel. Dann befahl der Ritter, mitten im Teich ein Loch ins Eis zu hauen, schleppte selber seine Schwester bei den Haaren dahin und stieß sie lebendig kopfüber unters Eis; er selbst hielt solange am Rande des Loches Wache, bis das unglückliche Geschöpf rettungslos verloren war.

Da aber das unglückliche Fräulein unbußfertig einen gewaltsamen Tod hatte erleiden und ohne den Segen der Kirche in ihr nasses Grab sinken müssen, so konnte auch ihre Seele darin keinen Frieden finden, sondern der ruhelose Geist mußte allnächtlich als Licht auf dem Teiche schimmern. — Als dem Prediger diese Erzählung des alten Mannes zu Ohren gekommen war, begab er sich eines Tages auf einem Kahn an die Stelle des Teiches, wo der nächtliche Feuerschein aufzusteigen pflegte, segnete die Grabstätte mit den üblichen Worten ein

und verrichtete ein langes Gebet, wodurch die Seele des Fräuleins der ewigen Ruhe teilhaftig ward. Späterhin hat keines Menschen Auge mehr auf dem Borkholmer Teiche nächtliches Leuchten gesehn.

Der Ellernriese

Ein Mann nahm einen Klotz von Ellernholz, hieb ihn mit dem Beil zu einer menschenähnlichen Gestalt zurecht und wiegte ihn drei Jahre lang. Am Schlusse des dritten Jahres schien er Leben zu bekommen, daher bereitete die Mutter des Mannes einen wohlschmeckenden Brei, den sie der Figur in den Mund strich. Nach kurzer Zeit begann diese, die Nahrung zu sich zu nehmen, wurde von Tage zu Tage kräftiger, stand auf und verzehrte die ihr zugeteilten Speisen mit großem Hunger. Schnell wuchs nun das Kind empor, sodaß bald weder sein Vater noch seine Nachbarn mit ihm an Größe und Stärke sich messen konnten. Da der junge Riese aber sehr viel Nahrung brauchte, fürchtete man eine Hungersnot und schickte ihn als Rekruten zum Kaiser, damit er im Kriege Dienste leiste. Er wurde mit Freuden empfangen, bewaffnete sich mit einer Stange von drei Faden Länge und einem Säbel von sieben Liespfund Schwere, ging damit kühn auf die Feinde los und hatte sie bald in die Flucht geschlagen. Seinen Säbel nannte er seines Vaters Brotmesser.

Nachdem der Friede hergestellt war, wurde der unersättliche Esser allmählich lästig. Deshalb trug man ihm auf, die in einen tiefen Brunnen gefallene Pfeife des Kaisers wieder herauszuholen. Kaum war er hineingestiegen, als man große Mühlsteine herbeiwälzte und ihm auf den Kopf warf. Er schrie von unten: „Was werft ihr mir für Sand und Steinchen auf den Kopf?" Und als er dann wieder herauskam, hatte er drei Mühlsteine als einen Ringkragen um den Hals hangen.

Da gab man es auf, ihm nach dem Leben zu trachten. Doch was aus dem Riesen weiter wurde, erzählt die Sage nicht.

Das vermauerte Weib

An der Wand der runden Kapelle, die an die hapsalsche Kirche angebaut ist, sieht man, wenn man beim Vollmondschein durch das obere Fenster hineinblickt, die Gestalt eines sich bückenden Weibes, während

bei Tage nur undeutliche Linien sich zeigen. — Zur Zeit als das Schloß noch den Bischöfen von Ösel gehörte, hatte einer der Domherren, die nach strengen klösterlichen Regeln leben sollten, unter der Verkleidung eines Chorknaben ein Weib in sein Gefolge aufgenommen. Lange blieb ihr Geschlecht unentdeckt; als aber einmal der Bischof nach Hapsal kam, wurde bei ihm Verdacht erweckt, und er stellte eine Untersuchung an. Während die Domherren in der Kirche waren, durchforschte man die Gemächer des Verdächtigen und fand in ihnen den vermeintlichen Chorknaben in weiblicher Kleidung. Der Bischof berief sogleich das Domkapitel und fällte das Urteil, daß das Weib in eine Wand der halbvollendeten Kapelle eingemauert werden, der Domherr aber im Gefängniß des Schlosses den Hungertod erleiden solle. Seinem Befehl gemäß wurde in der Wand eine Höhlung gelassen, die Unglückliche hineingeführt, mit einem Stückcheu Brot und einem Kruge Wasser versehen, und dann rasch die Mauer um sie her vollendet. Nur kurze Zeit hörte man ihr Klagegeschrei, aber lange Zeit noch zeigte sich in mondhellen Nächten eine weibliche Gestalt an dieser Stelle.

Amen

Ein Priester nahm zwei arme Knaben zu sich, um sie für den Kirchendienst zu erziehen. Beide lernten auch außerordentlich rasch ihre Pflichten und dienten bei der Messe und allen heiligen Handlungen als Chorgehülfen mit großem Eifer, doch waren sie in ihrer Sinnesart sehr verschieden. Während der eine demütig nur Gottes Ehre bei seinen geistlichen Verrichtungen im Auge hatte, dachte der andere nur an die durch sein musterhaftes Betragen erworbene Ehre und die Beförderung zu einträglichen Stellen. Er gelangte auch zur Würde eines Priesters und zuletzt eines Domherrn, ja er hatte sogar Aussicht, zum Bischof erwählt zu werden. Doch Gott gefiel nicht sein hochmütiger Sinn, der sich unter anderem darin zeigte, daß er bei seinen Gebeten stets das Amen wegließ.

Ehe noch die Wahl angestellt wurde, verfiel er in eine Krankheit und starb. Zur Strafe wurde ihm auferlegt, daß er das ihm anstößige Wort Amen gänzlich vergessen und so lange ruhelos auf Erden umherschweifen solle, bis er es wieder finde. So mußte denn der Unglückliche Jahre lang aus seiner Ruhestätte aufstehen und zeigte sich

besonders in mondhellen Nächten den Vorübergehenden, erschien auch, nachdem schon die katholische Religion abgeschafft war, in dem Zimmer des Schlosses, am häufigsten in dem Studierzimmer des Schloßpredigers, der sich so an seinen Anblick gewöhnt hatte, daß er ruhig fortstudierte, wenn das Gespenst in einer Ecke saß und murmelte. Eines Abends hörte er deutlicher als bisher den Widergänger ein Gebet hersagen und erkannte bald, daß er das Vaterunser in lateinischer Sprache bete, aber jedesmal das Amen weglasse. Als das Gespenst wieder ans Ende des Gebetes kam, rief er mit starker Stimme: „Amen!" dazu. Fröhlich wiederholte der Geist das Amen, dankte dem Prediger, verschwand und hat seitdem Ruhe im Grabe gefunden.





Die Schmiede des Teufels

Bei der Kirche zu Pühalepp auf der Insel Dagö liegt hart am Meer ein ansehnlicher Berg mit vielen Höhlen im Innern. Da hat vorzeiten der Teufel oft hausgehalten und in einer Höhle seine Esse gehabt, wonach sie auch im Volke des Teufels Schmiede hieß. Hier war er den Tag über bei der Arbeit, nachts aber fuhr er in einer großen schwarzen Kutsche mit acht schwarzen Hengsten spazieren. Vor allem fuhr er gern auf das Gut Großenhof, jagte da etliche male um den Hof, kehrte dann um und rasselte an der Kirche vorbei zu seiner Schmiede zurück.

Darob geriet die Herrschaft auf Großenhof in arge Not. Niemand getraute sich mehr abends zu Bett zu gehen. Allnächtlich kam der Böse mit schrecklichem Gepolter, von vielen Knechten begleitet auf den Schloßhof und trieb allda sein Wesen. Die Leute wußten kein Mittel gegen ihn, gingen darum hin zum Pfarrer und baten den um Hilfe. Der Pfarrer nahm am anderen Abend Bibel und Gesangbuch unter den Arm und das Kreuz in die Hand und machte sich auf den Weg nach Großenhof. Wie er da eine Weile gewartet hatte, spürte er ein gewaltiges Gedröhne, daß die Erde unter ihm erzitterte. Gleich darauf sauste des Teufels Kutsche mit acht feuerschnaubenden Rossen auf den Hof. Beherzt trat ihm der Pfarrer mit den heiligen Büchern und dem Kreuz entgegen und hub an, den Teufel zu schelten. Der knirschte wütend die Zähne und schwur, er wolle dem Pfarrer in seinem eigenen Hause zu Gast kommen, wenn er ihn von hier vertriebe. Der Pfarrer aber achtete solcher Drohung nicht und so mußte der Böse zornig entweichen.

Einige Tage darauf bemerkte der Knecht des Pfarrers am Abend, wie der Teufel mit großem Getöse an der Kirche vorbeifuhr und gerade den Weg zur Pfarre nahm. Eilig lief der Knecht zum Pfarrer in die Schlafkammer, um ihn zu wecken. Schon füllte das Höllenvolk den ganzen Pfarrhof und der Teufel selbst trat ins Zimmer, als der Pfarrer erwachte, hurtig sein Amtskleid überwarf und mit der Bibel in der Hand dem Bösen entgegenging. Dawider konnte der Böse nichts ausrichten und mußte entweichen, hieß auch sein Volk umkehren. Seitdem sah man ihn weder auf das Gut, noch zur Pfarre kommen. In seiner Schmiede hämmerte er nun ohne Unterlaß und vollführte einen gräulichen Lärm. Das verdroß die alten Weiber gar sehr, die am Strande Wäsche wuschen. Sie ergriffen die nassen Hemden, suchten den Bösen in seiner Schmiede auf und fielen so wacker über ihn her, daß er es seitdem nicht mehr versuchen mochte und ganz von seinem Spektakel abließ.

Die Blocksbergritter

Auch auf Ösel ist die Sage vom Blocksberg bekannt. Der hiesige Este erzählt, daß einmal sich ein paar Mädchen versteckt hätten, um zuzusehen, wie die Blocksbergritter sich zu ihrem nächtlichen Ritte anschickten. Man hatte sie gewarnt, ja nicht zu lachen, sonst würden sie platzen. Nachdem aber jeder der Abreisenden schon mit einem Besenstiel, Ziegenbock usw. versehen war und schon in den Kessel gerochen hatte, wodurch man die Gespensternatur erhielt, fehlte dem Knechte noch ein Reitpferd. Der Wirt rief ihm zu: „Da in dem Winkel sitzt eine Maus, nimm die!" Er nahm die Maus, schwang sich darauf und klatschte mit der Peitsche. Dies kam dem einen versteckten Mädchen doch so lächerlich vor, daß sie lachte und — platzte.

Einem Bauern fehlten in der obern und untern Kinnlade die vordern Zähne und er wollte nie gestehen, wann, wie und wo er sie verloren habe. Auf seinem Totenbette gestand er endlich, daß er einmal mit auf dem Blocksberg gewesen wäre. Er habe da auch viele Deutsche gefunden, für die besonders gekocht worden sei. Nun wollte er doch gerne wissen, was diese essen würden, habe also in den Kessel geguckt, was ihm aber der Teufel Küchenmeister mit einem so heftigen Schlage mit seiner eisernen Kelle aufs Maul vergolten, daß er alle seine Vorderzähne eingebüßt habe.

Wo Narvas früherer Reichtum liegt

In den Tagen, als Narva noch eine reiche Stadt war, zog einst von Rußland oder von Polen her der grimmige Feind mit großer Heeresmacht heran, um die Stadt einzunehmen und auszuplündern. Zum Glück erhielten die Bewohner einige Tage vorher durch ihre Spione Nachricht, so daß sie noch Zeit hatten, den größten Teil ihres Goldes und Silbers zusammenzuraffen und in der Mündung des Flusses unweit der See zu versenken. Darauf wurden die Tore geschlossen und die Schanzen besetzt. Mit Proviant war die Stadt so reichlich versehen, daß eine Hungersnot nicht zu besorgen stand; die festen Mauern und Werke rings um die Stadt, der tiefe, breite Fluß einerseits, und die mit Wasser gefüllten Wallgräben andrerseits wehrten den Feind ab, so daß er nicht eindringen konnte. Er belagerte die Stadt bis zum Herbst, mußte aber dann unverrichteter Sache abziehen. Nach dem Abzuge des Feindes hatten die Bürger der Stadt nichts Eiligeres zu tun, als an die Mündung des Flusses zu gehen, um ihren Schatz aus seinem Versteck heraufzuholen. Unglücklicherweise aber hatten sie ihn zu nahe am Meere auf den Grund gesenkt; die heftigen Stürme hatten oftmals die Tiefe aufgewühlt und die Geldfässer gegeneinander geschüttelt und zerbrochen, der vom Meere ausgeworfene Sand aber hatte später alles bedeckt und festgelegt, sodaß man nur wenig von dem versenkten Gelde wieder erlangte. Der größte Teil dieses Schatzes der Vorzeit ruht bis zum heutigen Tage auf dem Grunde des Flusses und des Meeres, und niemand weiß, welchem Glückskind er einmal in die Hände fallen wird.



Der Schatz bei Sirgen

In der Nähe des Kirchhofs zu Sirgen in Kurland befindet sich eine Grube, die man die „Geldgrube" nennt. Einst hieß der Gutsherr einige Arbeiter den Schatz, von dem so viel geredet wurde, ausgraben; doch gebot er aufs strengste, daß keiner beim Graben ein Wort rede. Während der Arbeit aber bemerkten die Leute, daß sich auf dem gegenüber liegenden Hügel ebenfalls eine Schar Arbeiter einfand, die hurtig daran gingen, einen Galgen zu errichten. Und kaum hatten die Arbeiter den großen Geldkessel wirklich gefunden, da waren die auf der anderen Seite auch mit dem Galgen fertig. Als sie nun den schweren Kessel herausheben wollten, da riefen jene Henker: „Wen von diesen nehmen wir nun zuerst vor?" „Den Kahlkopf, den Kahlkopf", antwortete einer von ihnen. Einer der grabenden Arbeiter hatte nämlich einen Kahlkopf und dieser rief nun entgegen: „Warum denn nicht dich selbst?" Doch kaum hatte er das gesagt, als der eine Henkel des Kessels vom Hebebaum abglitt und der andere samt einem großen Stück des Kessels herausbrach. Der Kessel selbst aber versank mit großem Getöse in die Erde und im selben Augenblick waren auch die Henker verschwunden. — Der Kesselhenkel lag noch lange Zeit in den Kleeten des Gutes umher, einige sagen, er sei noch eben dort.

Der Schatzkeller in Kokenhusen

Als Stockmannshof noch zu Kokenhusen gehörte, weilte eine Kokenhusensche Dame öfters in Stockmannshof. Einst kam sie wieder in das dortige Herrenhaus zum Besuch. Der Kutscher spannte die Pferde aus und legte sich in der Kalesche vor der Stalltür schlafen. Um Mitternacht aber weckte ihn jemand: „Steh auf, fahr mit mir nach Kokenhusen! ich werde dir Geld geben!" Der Kutscher richtet sich auf und erblickt einen Reiter, der an der Kalesche hält. Da dachte er, wer weiß, was das für ein Mensch ist und was für Geld er mir verspricht, und antwortete: „Nein, es ist Nachtzeit, ich fahre nicht." Da ritt der Reiter davon. — Um dieselbe Zeit in der nächsten Nacht weckte der Reiter den Kutscher abermals: „Steh auf, fahr mit mir zum Kirchhof, dort ist Geld!" Der Kutscher dachte, es ist doch nicht weit bis zum Kirchhof, in einer halben Stunde kann man hin und zurück. „Gut," sagte er dem Reiter, „reiten wir!" Er setzte sich aufs Pferd und beide ritten davon.

Kaum aber waren sie aus dem Flecken heraus, da ließ der Fremde seinem Pferde die Zügel schießen, daß nur so die Funken stoben, kaum konnte der Kutscher mit ihm Schritt halten. So jagten sie dahin. Plötzlich, bei einem tiefen Graben, der sich am Kirchhof vorbei bis zum Wege hinzieht, wurde es auf einmal taghell, und sie erblickten viele Menschen, die ihnen entgegenkamen, einen Haufen nach dem andern, wie Arbeiter zur Frohnarbeit ziehen. Der Kutscher schämte sich gleichsam vor diesen vielen Menschen — ritten sie doch wie Verrückte, ohne Ziel dahin! Ach, dachte er, hol der Kuckuck alles Geld! wandte sein Pferd um und sprengte zurück. Als er aber wieder beim Stall anlangte, verschwanden auf einmal die Helligkeit und alle Menschen, und es war dunkle Nacht wie zuvor.

Der Reiter jedoch ließ dem Kutscher noch keine Ruhe. In der dritten Nacht erschien er wieder, weckte ihn: „Steh auf!" und sagte, als der Kutscher aufwachte: „Nun gut! Zweimal hast du nicht auf mich gehört, doch denk an meinen Rat. Wenn du nach Kokenhusen kommst, dann geh um Mitternacht ins Schloß, dort wirst du einen Keller finden, geh hinein. Dort erblickst du eine eiserne Tür, an der hängt ein Schlüsselbund; nimm einen von diesen Schlüsseln mit der und der Nummer, öffne die Tür und geh in den Keller hinein; dort wirst du ganze Futterkasten voll Gold- und Silbergeld sehen. Freilich bewacht ein großer, schwarzer Hund den Schatz, doch fürcht ihn nicht, tritt herzu und nimm dir Geld, wieviel du magst." So sprach der Reiter und verschwand. Der Kutscher aber dachte: das ist ja eine wunderliche Sache, ich will doch wirklich einmal ins Schloß gehen.

Nach einigen Tagen, als die Dame wieder nach Kokenhusen fuhr, ging der Kutscher um Mitternacht ins Schloß. Als er an den Mauern vorbeiging, stieß er auch gerade auf den ihm angegebenen Keller. Er steigt hinab und erblickt wirklich die eiserne Tür und den Schlüsselbund; er öffnet die Tür, tritt hinein. Du gütiger Gott, was lagen da für Schätze aufgehäuft! An einer Seite des Kellers stand ein Futterkasten voll mit Geld, mit Gold- und mit Silbergeld, das wie Korn hineingeschüttet war. Auf dem Geldhaufen aber lag ein großer, schwarzer Hund und wachte. Er versuchte näher zu treten, sogleich aber hob der Hund seinen Kopf und fletschte die Zähne. Der Kutscher bedachte sich und bedachte sich — wie gern hätte er das Geld gehabt! Aber er fürchtete sich doch, an den Futterkasten heranzutreten und tief in den Geldhaufen hineinzugreifen. So kehrte er um, verließ den

Keller ohne irgend etwas mitzunehmen und ging nach Hause. Am anderen Morgen ging er wieder hin und suchte den Keller. Aber er suchte ganz vergeblich, sogar die Stelle erkannte er nicht wieder. Nur an einer niedriger gelegenen Ecke des Schlosses, die zur Düna und zur Perse hin liegt, fand er auf der Erde einen alten schwedischen Taler. Den hatte ihm offenbar jener fremde Reiter als ein Zeichen dagelassen.



Der Schatz bei Kaipen

In der Nähe des Rittergutes Kaipen in Südlivland befindet sich ein kleiner Quell, der reines, frisches Wasser spendet. Vor vielen Jahren weideten dort Hütermädchen das herrschaftliche Vieh. Einst ihr Frühstück an der Quelle verzehrend, fingen sie an, sich von den Schätzen zu unterhalten, die darin verborgen sein sollten.

„Die alten Leute sagen, daß ein ganzer Kasten voll Geld in dieser Quelle liege, niemand aber weiß, wie ihn zu holen," meinte die eine. Die andere aber sagte: „Ich gäbe sofort die beiden besten Stiere unserer Herde für den Schatz hin!" Kaum gesagt, beginnts in der Quelle zu klirren und zu rauschen und langsam steigt ein großer eiserner Kasten empor. Zu gleicher Zeit aber gewahren die Mädchen zwei mächtige weiße Wölfe, die gerade auf die Herde zulaufen. Da erschraken die Armen sehr, schrien um Hilfe und hetzten ihre Hunde auf die Raubtiere. Diese flohen — sofort aber sank auch der Kasten mit Geklirr und Gebraus in die Tiefe zurück.

Vom Geld- und Korndrachen

Ein Bauerwirt fuhr nach Riga, um sich dort einen Korndrachen zu holen. Nach längerem Feilschen wurde er mit dem Kaufmann handelseinig und wollte sich den Drachen ordentlich ansehen. Der Verkäufer aber gab ihm ein zusammengebundenes Stückchen Zeug und sagte: „Sieh zu, daß du es uneröffnet nach Hause bringst und bezähme deine Neugier! Daheim aber öffne es und schüttle es über dem Kornkasten in deiner Kleete aus.“ Der Bauer nahm das Stückchen Zeug und fuhr fort. Unterwegs aber konnte er sich vor Neugier nicht lassen — und öffnete nach längerem Kampfe die Umhüllung. Da fand er nichts als ein Endchen Schnur aus Lindenbast. „Der verdammte Betrüger!“ schrie der Enttäuschte und warf Schnur und Umhüllung in den Graben am Rande der Straße.

Nach einiger Zeit mußte der Wirt wieder zur Stadt fahren. Er unterließ es nicht, jenen Verkäufer aufzusuchen und ihn gehörig auszuschimpfen. Der aber sagte: „Warum warst du so neugierig? Übrigens kann ja noch alles gut werden. Kehr zu der Stelle zurück, wo du das Endchen Schnur in den Graben geworfen und sieh zu, was du dort findest!“ Der Bauer tat also. Ach, wieviel Mehl und Korn war in dem Graben zusammengebracht! Nun begriff er wohl, daß der Korndrache das getan hatte, und suchte solange, bis er das Endchen Schnur und das Stückchen Zeug wiederfand. Dann fuhr er fröhlich nach Hause, schüttelte die Umhüllung über dem Kornkasten so, daß die Schnur in ihn hineinfiel und ging beruhigt zu Bett. In der Nacht aber — wie in allen folgenden Nächten — flog das Ungeheuer in Gestalt eines feurigen Drachens aus der Kleete und trug aus den Vorratskammern der umwohnenden Bauern rastlos Mehl, Korn und andere Lebensmittel heim, so daß der Wirt mit jedem Tage reicher wurde.



Der Riese und der See

An der Landstraße, welche die Rittergüter Lubahn und Seßwegen mit der Stadt Riga verbindet, etwa fünfzig Kilometer von der letzteren entfernt, liegen auf einem von den großen Kangarbergen gen Südosten sich erstreckenden Abhange zwei Hügel, etwa hundert Schritt voneinander entfernt. Von diesem Ort erzählt man sich folgende Mär: Einst lebte daselbst ein Riese, dessen Schlafstelle der zwischen beiden Hügeln belegene Raum war. Auf dem westlichen Hügel ruhte sein Haupt, gegen den östlichen aber stützte er seine Füße. Er besaß ungeheure Kräfte und ging sehr schnell. Wenn seine Mutter den Kessel aufs Feuer setzte, um Mittag- oder Abendbrot zu kochen, machte er sich nach Riga auf und brachte, bevor noch die Speise fertig war, in jeder Hand ein paar Zentner Salz von dort mit.

Damals gabs in jener Gegend weder Berge noch Sümpfe, nur einen großen See, welchen alle nach Riga Reisenden oder von dort Kommenden in Kähnen durchfahren mußten. Der See aber verlangte von jeder Schar Reisender ein Menschenopfer. Wenn man ihm ein solches nicht darbrachte, ward er zornig und vernichtete alle Hinüberfahrenden.

Eines Tages erging sich der Riese am Seeufer und sah dem bewegten Leben der hin- und herfahrenden Bote zu. Diesmal erhielt der See kein Opfer und geriet darob in unbändige Wut. Dieses eigennützige Gebaren verdroß den Riesen und er beschloß einen Weg mitten durch den tückischen See zu bahnen. Er füllte seinen großen

Sack mit Erde, nahm ihn auf den Rücken und begann die Flut zu durchschreiten. Das untere Ende des Sackes war offen, sodaß der Sand langsam herausrieselte und in den See fiel, bald in größerer, bald in geringerer Menge. So entstanden die Kangarberge, auf denen alle Reisenden ungefährdet das Wasser überschreiten konnten.

Darob ergrimmte der See und wütete drei Tage und drei Nächte lang, konnte aber die Berge nicht zerstören; darum beschloß er, sich ein anderes Bett zu suchen. Er erhob sich in die Luft und zog als Wetterwolke gerade dem Flüßchen Ewst zu, wo in schöner, fruchtbarer Gegend viele reiche Bauernhöfe standen. Mägde, die am Flußufer Wäsche trockneten, erblickten die Wolke und hörten ein starkes Knistern. Da riefen mehrere: „Das knistert ja, als würden Schalen verbrannt!" — Eine aber sagte: „Diese Wolke ist nichts weiter, als ein großer See." Kaum hatten sie so gesprochen, als die Wolke zur Erde herabrauschte und die ganze schöne Gegend überflutete. Nur die Mädchen, die das Rätsel der Wolke und den Namen des Sees erraten hatten, wurden von den Wellen ans Ufer geworfen und also gerettet. Der See aber heißt bis auf den heutigen Tag der „Lubahnsche"*).

*) Lettisch „luba" = Rinde, Schale.



Der Peipussee

Vorzeiten herrschte einmal bei uns zu Lande ein mächtiger und ruhmvoller König mit Namen Karkus. Damals hausten noch grimmige Bären und Ure in den dichten Wäldern, Elentiere und wilde Pferde brachen durch das Gestrüpp. Noch waren aus fernen Landen weder Kaufherren auf ihren Schiffen, noch Kriegsheere mit scharfen Schwertern zu uns gekommen, um das Kreuz des Christengottes aufzurichten, und noch lebte das Volk in voller Freiheit.

Das Haus des Königs Karkus war aus köstlichen funkelnden Steinen erbaut und leuchtete fern hinaus wie Gold in der Sonne. Des Königs Schloß lag vor dem heiligen Hain, wo drei gute weiße und drei böse schwarze Götter wohnten. Dort lebte der König mit seinem Hofgesinde. Die Feinde fürchteten ihn sehr, sein eigenes Volk aber liebte ihn, wie einen leiblichen Vater.

Obgleich der König Gold und Ehre in Fülle besaß, fehlte ihm doch etwas an seinem vollen Glück, denn sein Weib hatte ihm kein Kind geschenkt. Da gelobte er den weißen Göttern unermeßliche Opfer, wenn sie sein Gebet erhörten und seinen Wunsch erfüllten. Und siehe, nach sieben Jahren ging sein Gebet in Erfüllung. Die Königin gebar ihm ein Kinderpaar, einen Knaben, so rasch und klug wie der Vater, und ein Töchterchen mit goldenem Haar und Augen wie die blauen Primeln, das schon in der Wiege der Mutter entgegenlächelte. Voll Freuden gab der König große Opfer nach seinem Gelöbnis. Die schwarzen Götter aber, die sich auch aller Ehren wert

hielten, ergrimmten in ihrem Herzen, weil der König sie so verachtet hatte. Darum gingen sie hin zum Geist des Todes und reizten ihn, den Königssohn mit seinen bösen Blicken anzuschauen und zu verderben.

Indessen gedieh der Knabe zusehends und ward die Freude seiner Eltern. Wie er aber schon die ersten Worte lallen konnte, da traf ihn der böse Blick des Todes. Von Stund an welkte er hin und mußte endlich sterben. Seine Schwester aber, mit Namen Rannapuura, blieb am Leben und blühte auf, zur Freude ihrer Eltern.

Aber der Haß der Bösen war von dieser halben Rache nicht gesättigt. Darum wußten sie es anzustellen, daß die Königstochter, als sie sieben Jahre alt geworden, in die Gewalt der bösen Hexe Peipa fiel. Die Hexe führte Rannapuura mit sich fort in ihr schreckliches Haus, das in Ingermannland unter einem hohen Bergrücken mitten in einem Felsen lag. An diesem schrecklichen Orte mußte das arme Königskind zehn Jahre seines Lebens vertrauern. Wie hart ihm aber auch sein Leben bei der Hexe war, so gedieh es doch und wuchs auf, bis es zur Jungfrau gereift war. Da sah man auf der ganzen Welt keine, die so schön gewesen wäre wie Rannapuura.

Der König wußte wohl, wo seine Tochter gefangen saß, das hatte ihm ein guter Geist verkündet. Aber wie mächtig er auch war, konnte er doch nichts gegen die List und Bosheit der Peipa ausrichten. So gab er schon die Hoffnung auf, seine Tochter aus dem Ort ihrer Qual zu befreien. Endlich erbarmten sich die weißen Götter des Königskindes und seiner Eltern, denn der König flehte sie gar beweglich an und brachte ihnen reichliche Opfer. Aber die Götter wagten es nicht, gegen die mächtige Peipa offen auszuziehen. Darum versuchten sie es mit List. Sie sandten heimlich eine Taube zu Rannapuura mit einem Silberkamm, einer Hechel, einem großen Apfel und einem schneeweißen Linnen und ließen ihr sagen: Heb die vier Gaben der weißen Götter wohl auf und flieh aus deinem Kerker, sobald du nur kannst! Wenn dich aber die Peipa verfolgt, so ruf die weißen Götter an und wirf zuerst den Kamm hinter dich. Wenn das nichts hilft, so laß die Hechel fallen, achtet sie aber auch dessen nicht und bleibt dir auf der Ferse, so wirf den Apfel und endlich auch das Linnen hinter dich. Merk auch wohl auf beim Werfen, daß du die Gaben nicht vertauschest!

Rannapuura gelobte der Taube, alles zu behalten, was sie tun sollte, dankte den weißen Göttern und sandte die Taube heim.

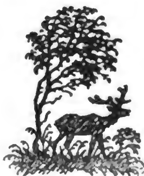
Als die Peipa am ersten Dienstag nach Neumond um die Mitternachtsstunde rittlings auf einen alten Besen sprang, wie es die Hexen in Ingermannland und bei uns alljährlich am dritten, sechsten, neunten und zwölften Neumond zu tun pflegen, und so von Hause stob, schlüpfte die Jungfrau früh vor dem Morgenrot aus ihrer Kammer und nahm die vier Gaben der Götter mit sich. Sie lief gerade den Weg nach ihres Vaters Schlosse vorwärts, so schnell sie konnte. Zu Mittag, als sie schon ein gut Stück Weges gegangen war und einmal umblickte, sah sie mit Schrecken, daß die Hexe Peipa ihr nachsetzte. In der Rechten schwang sie drohend eine eiserne Rute und ritt auf einem ungeheuren Hahn, der dem Königskinde bald auf der Ferse war. Da rief es laut die weißen Götter an und warf den Silberkamm hinter sich. Augenblicklich ward aus dem Kamm ein brausender Strom, tief und breit und viele Meilen lang. Peipa schielte zornig der Fliehenden nach, die auf dem jenseitigen Ufer des Stromes weiter eilte und sie weit hinter sich zurückließ. Aber nach einer Weile fand die Hexe eine Furt durchs Wasser, eilte hinüber und war bald wieder hinter der Jungfrau her. Nun ließ Rannapuura die Hechel fallen und, daraus wuchs ein Wald, so dicht und hoch, daß auch die Hexe auf ihrem Höllenroß nicht gerade hindurch konnte und einen ganzen Tag um den Wald herumreiten mußte.

Zwei Nächte und einen Tag war die arme Königstochter schon gewandert und hatte noch keinen Bissen Brot genossen und kein Stündchen geschlummert. Da ging es mit ihrer Kraft zu Ende und schon war ihr am zweiten Tage die Hexe dicht auf der Ferse, als sie in ihrer Not den Apfel niederwarf. Daraus stieg ein unermeßlich hoher Granitberg auf. Nur ein schmaler Pfad wand sich bis an seinen Gipfel hinauf und wies der Hexe den Weg. Bevor sie aber drüben anlangte, war wieder ein Tag vergangen. Doch die Königstochter war nur eine kurze Strecke weitergekommen, denn der Schlaf hatte ihr müdes Auge geschlossen und als sie wieder erwachte und schon von fern das Schloß ihrer Eltern erblickte, da war ihr auch die Hexe schon so nah, daß sie nimmer zu entrinnen vermeinte. Voller Angst warf sie eilig das Linnen hinter sich zu Boden. Breit fiel es hin, fing an zu rauschen und schwoll zu einem mächtigen See, dessen schäumende Wogen die Hexe bedrängten. Ein brausender Sturm warf Wasser und Gischt der Hexe ins Angesicht. Ihre Bosheit konnte sie nicht retten und auch nicht ihr Roß, der Höllenhahn. Wohl streckte er den Hals hoch aus

dem Wasser, riß den Schnabel auf und schlug die Flut mit seinen Flügeln, doch es half ihm nichts, er mußte elendiglich ertrinken. Peipa aber rief mit Flüchen alle Höllengeister zu Hilfe, doch keiner von ihnen erschien und heulend sank sie in die Tiefe.

Dort unten tobt sie noch heute in Qualen und Schmerzen. Hechte und andere schreckliche Tiere der Tiefe nagen an ihr und peinigen sie ohne Ende. Sie schlägt mit Händen und Füßen um sich und reckt und streckt die Glieder in ihrer großen Not. Daher kommt es, daß der See, der heute nach ihr der Peipus heißt, immer Wellen schlägt und stürmende Wogen wälzt.

Rannapuura gelangte glücklich in ihres Vaters Schloß und ward bald darauf eines Königssohnes Gemahlin. Aber des Königs Karkus Namen trägt heute noch die Kirche zu Karkus und nach Rannapuura ist das Gut Rannapuura genannt, das nördlich am Peipus auf der Grenze zwischen Livland und Estland liegt. Der Fluß, der aus dem Silberkamm entstand, ist der Plihafluß mit seinem glänzenden Wasser. Wer ihn heute kennt, begreift wohl seine Entstehung. Graden Lauf mag er nicht nehmen, er springt nach rechts und links auf und ab wie die Zinken an einem Doppelkamm, ergießt sich in die Narowa und fällt mit ihr vereint ins Meer. Auch der Hechelwald hat lange gestanden, bis vor zweihundert Jahren die Schweden mit den Polen ins Land kamen und Krieg führten. Die Polen verbargen sich im Walde, aber die Schweden zündeten ihn an und brannten ihn nieder. Der Berg aber, der aus dem Apfel der Königstochter aufwuchs, steht heute noch, nur sein Granit ist in Bruchstein verwandelt.



Die Teufelssteine bei Marienburg

Als die „eisernen Männer" das Schloß Marienburg zu bauen begannen, fehlten ihnen Steine. Sie schlossen deshalb mit dem Teufel einen Pakt, der ihnen Steine herbeizuschaffen versprach, wenn sie ihm die Hälfte der Burg abtreten würden, was sie ihm auch zusicherten. Der Teufel fing nun an, Steine von jenseits des Meeres nach Marienburg zu tragen, wobei er so eifrig arbeitete, daß ihm der Schweiß in Strömen von der Stirn rann. Als nun wieder einmal der Teufel das Meer durchschritt, wobei er eine mächtige Last von Steinen trug, begegnete ihm seine Braut, die Todesgöttin und fing an, sich mit ihm zu unterreden. Diese Unterhaltung dauerte so lange, bis die Nacht zu Ende war und der Morgen anbrach. Endlich half die Todesgöttin dem Teufel die Last aufheben, doch da krähte im benachbarten Gesinde der Hahn, worüber die Todesnorne so sehr erschrak, daß sie eiligst zur Seite lief. Der Teufel konnte seine Bürde nicht mehr halten, er ließ sie los, sie stürzte zu Boden, wobei die Steine sich über die ganze Gegend von Marienburg zerstreuten. Der Teufel sah ein, daß er seinen Pakt nicht gehalten, deshalb ging er von dannen und zeigte sich nie mehr in jener Gegend. Die Todesgöttin blieb aber auf den ausgestreuten Steinen sitzen, da sie es versäumt hatte, vor dem Hahnenschrei auf dem Kirchhofsberge zu sein. Hier auf den Steinen soll sie in früheren Zeiten von den alten Leuten um Mitternacht gesehen worden sein.

Der polnische General

In dem Tannenwäldchen bei Hohenheim liegt ein großer Stein, in den ein Kreuz eingehauen ist. Als der polnische General, der Hapsal sieben Jahre lang belagert hatte, sich zurückzog, wurde er auf dem Wege nach Reval von zwei deutschen Hakenschützen, die sich der abziehenden Armee nachgeschlichen hatten, belauert und von dem einen auf den Tod verwundet. Seine Leute trugen ihn an diesen Stein und versuchten, seine Wunden zu verbinden, doch vergebens; er starb nach wenig Stunden, von Blutverlust erschöpft, und wurde neben dem Steine beerdigt, in welchen man zum Andenken ein Kreuz einhieb, weshalb er noch jetzt der Stein des Polenkreuzes genannt wird.

Seitdem genießt der Stein eine ganz besondere Verehrung und erweist sich in Nöten auf wunderbare Weise hilfreich. Hat ein Un-

glücklicher Trost und Hilfe nötig, so geht er abends um Sonnenuntergang zu ihm heran, kniet nieder und spricht andächtig und gläubig ein Vaterunser; dann legt er ein Stückchen Brot, ein Bändchen oder auch nur eine Handvoll Gras oder Blätter auf den Stein. Sind diese Opfer am andern Morgen verschwunden, so ist es ein Zeichen, daß die Bitte Erhörung finden werde. — Leidet jemand an einem äußerlichen Gebrechen, an Flechten, Wunden oder auch einer Lähmung oder Verstauchung, so drückt er das leidende Glied stillschweigend und einsam gegen den Stein und kann sicherer Hilfe gewärtig sein.

Odinsholm

Etwa in der Mitte der felsigen Insel Odinsholm erhebt sich ein niedriger Hügel, auf dem man in einer geringen Vertiefung der Oberfläche die riesige Gestalt eines Menschen (Haupt, Brust und Beine) erkennt. Dieser Hügel, sagen die Schweden auf der Insel, ist das Grabmal eines gewaltigen Zauberers Odin, dessen riesige Gestalt noch jetzt zu ersehen ist an dem eingesunkenen Erdreich. Er wurde, da er sich einst bis zu frecher Gotteslästerung vergangen, vom Blitz erschlagen, und über ihm wurde dieser Hügel zusammengetürmt. — Etwa fünfzig Schritte von dem Grabmal zeigt man einen Stein, den man den Grabstein Odins nennt, und auf dem die Inschrift des Zauberers Gedächtnis zu erhalten bestimmt sein soll. Die Buchstaben bestehen aus rötlichen Steinadern.



Die Teufelssteine

In der Strandwiek waren die Bauern mit der Ernte beschäftigt. Die Mittagshitze war drückend, und alle arbeiteten schweigend, erfreut, wenn ein frischer Seewind ihnen etwas Kühlung zuwehte. Da kam ein riesiger Mann aus einem Gehölz hervorgeschritten, blieb an einem der Felder stehen, betrachtete mit funkelnden Augen die Arbeitenden und rief ihnen zu: „Ihr seid müde"? — „Ja, Herr," war die Antwort. — „Wenn es euch recht ist, will ich euch helfen, — noch mehr, ich will alle Arbeit allein tun, und ihr mögt in die Schenke gehen und trinken." Die Leute sehen sich erschreckt an; ein alter Bauer aber maß den Fremden prüfend und erwiderte: „Ihr seid wohl groß und stark, Herr, aber nicht groß und stark genug, um für fünfzig zu arbeiten." — „Hoho!" lachte jener, „nicht bloß für fünfzig, — für tausend, wenn es nötig ist! Seht her, und ich werde euch zeigen, wie ich ganz allein eine steinerne Brücke nach der Insel Ösel hinüberschlagen werde!"

Die Bauern entsetzten sich; der unheimliche Gast aber ergriff große umherliegende Steinblöcke, schwang sie mit größter Leichtigkeit und warf sie hinüber, daß sie dem Auge entschwanden. In kurzem aber fügte sich Stück an Stück, und eine Riesenbrücke begann sich aufzutürmen, die sich bei jedem Wurf des Gesellen vergrößerte.

Da merkten die Arbeiter, daß es der Teufel war, und zitterten sehr; nur der alte Bauer faßte Mut und rief: „Wir wollen keine Teufelsarbeit und keine Teufelshilfe! Laß uns lieber im Schweiß unsres Angesichts unser Brot essen, als daß wir in den Schenken liegen und des Satans Korn auf unsern Feldern wächst! Fort mit dir und deinem Werke, im Namen Gottes!" Der Teufel lachte, aber da brachen die Steinmassen donnernd zusammen und stürzten ins Meer. Der Böse ergrimmte und stemmte seine Füße auf zwei Felsen, während er zu riesenhafter Höhe emporschoß. Und in den Händen schwang er ein gewaltiges Felsstück, mit einem Wurf den Schaden wiederherzustellen; er warf, aber es stürzte ins Meer, daß das Wasser weit über den Strand flutete und ihm bis ins Angesicht spritzte. Er brüllte auf und verschwand. Bis auf den heutigen Tag sieht man aber den Abdruck seiner Füße auf den beiden entfernten Steinblöcken, den einen bei der Kirche von Rötel, den andern beim Gute Berghof, und das Volk nannte viele Jahre diese Stellen den Divelsberg.



Das Weib im Monde

Eines Sonnabends ging ein Weib noch spät am Abend zum Fluß, um Wasser zu schöpfen. Hell am Himmel leuchtete der Mond und das Weib sprach so für sich hin: Was stehst und gaffst du doch da oben? Solltest mir wohl lieber zu Hilfe kommen und Wasser tragen! Ich muß hier arbeiten und du gehst da oben müßig!

Da stieg plötzlich der Mond von oben herab, aber er ergriff das Weib und führte es mit sich unter den Himmel. Da steht es noch jetzt mit beiden Eimern zur Warnung und Lehre für jedermann, daß man am Ruhetage spät abends keine Arbeit verrichten dürfe. Der Mond aber hat keine Ruhe und kann nimmer müßig gehen, er muß wandern von Land zu Land und überall die finstere Nacht mit seinem Licht erleuchten.

Die Nordlichtgeister

Ein Edelmann pflegte in strengen Wintern an jedem Donnerstag, sobald die Nacht anbrach, von Hofe zu fahren und erst gegen Morgen heimzukehren. Er hatte aber allen seinen Leuten hart angesagt, daß ihn niemand begleite oder ihn bei seiner Rückkehr empfange. Er selbst spannte das Roß vor den Schlitten und spannte es auch wieder aus. Roß und Geschirr durften aber vor niemandes Augen kommen und er bedrohte jeden mit dem Tode, der es wagen sollte, abends in seinen geheimen Stall zu dringen. Tags über trug er den

Stallschlüssel in seinem Busen und nachts verwahrte er ihn unter seinem Kissen.

Aber der Kutscher des Edelmanns kümmerte sich nicht um seines Gebieters strengen Befehl, denn er mochte gar zu gern erfahren, wohin des Herrn Fahrt an jedem Donnerstag ginge, und wie doch Roß und Geschirr beschaffen wären. Daher wußte der Wagehals es so einzurichten, daß er an einem Donnerstag beizeiten in den Stall gelangte, wo er sich bei der Tür in einem finsteren Winkel verbarg.

Es währte nicht lange, da kam auch schon der Herr und öffnete die Tür. Auf einmal ward es in dem großen Stalle so hell, als wären viele Kerzen angezündet worden. Der Kutscher zog sich in seiner Ecke wie ein Igel zusammen, denn hätte ihn der Herr erblickt, so wäre ihm unfehlbar die angedrohte Strafe zuteil geworden.

Jetzt stieß der Herr den Schlitten hervor, und der erglänzte gleich einer Feueresse.

Während aber der Edelmann an das Roß heranging, schlüpfte der Kutscher unter den Schlitten.

Der Edelmann schirrte nun das Pferd an und warf Decken über das Tier und den Schlitten, damit die Leute auf dem Hofe von dem wunderbaren Glanze nichts merkten.

Der Kutscher kroch leise unter dem Schlitten hervor und verbarg sich hinten auf den Schlittensohlen, wo ihn auch der Herr zum Glück nicht bemerkte.

Als alles fertig war, sprang der Herr in den Schlitten und fort ging es, daß die Sohlen des Schlittens tönten, — immer weiter hinauf gegen Norden.

Nach etlichen Stunden nahm der Kutscher wahr, daß die Decken von Roß und Schlitten verschwunden waren und daß Roß und Geschirr wieder wie im Feuer strahlten.

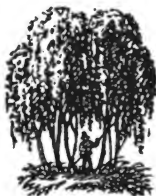
Jetzt bemerkte er auch, wie von allen Seiten Herren und Frauen mit gleichen Schlitten und Rossen näher jagten. Das war ein Sausen und Brausen! Die Fahrer rannten durch- und aneinander vorüber, als gelte es die höchste Wette, oder als wären sie auf einer Hochzeitsfahrt. Endlich begriff der Kutscher, daß die Fahrt hoch über die Wolken führte, die wie glatte Seen unter ihnen erglänzten.

Nach einer Weile verloren sich die Renner mehr und mehr und des Kutschers Herr sagte zu seinem Nachbar: „Bruder, die anderen Nordlichtgeister scheiden! So laß auch uns gehen!"

Und so stürmten Herr und Kutscher wieder heimwärts.

Anderen Tages sprachen die Leute, sie hätten noch nie ein so starkes Nordlicht erlebt wie in der vorigen Nacht.

Der Kutscher aber hielt reinen Mund und vertraute niemandem etwas von seiner nächtlichen Fahrt. Als er aber alt und grau geworden, hat er die Geschichte doch seinem Enkel erzählt, und so ist sie unter die Leute gekommen. Und noch heute soll es solche Nordlichtgeister geben, und wenn im Winter das Nordlicht über den Himmel flammt, dann halten sie da oben Hochzeit.



Wie der Wasserfall bei Goldingen entstand

In grauer Vorzeit, als die Liven noch an der Küste Kurlands saßen, befanden sich die Letten in schwieriger Lage. Sie mußten, wollten sie auf den wenigen Flüssen das offene Meer erreichen, sich durch die livischen Wächter hindurchschlagen, sodaß der Kämpfe zwischen beiden Völkern kein Ende war. Die Liven beteten böse Geister an, die Letten aber verehrten den Donnerer Perkon. Einst rüsteten sich die Letten wieder zu einem Kriegszuge gegen ihren Erbfeind. Die Liven beteten zu dem Obersten ihrer bösen Geister, dem Teufel, und dieser beschloß, den Windaufluß zurückzudämmen, auf daß er die Stadt Goldingen samt den umliegenden Niederlassungen der Letten überflute und von der Erde vertilge.

Um Mitternacht ging der Teufel ungefähr zwei Meilen längs dem Flusse hinauf, bis zur sogenannten Elenfurt, wo es viele Steine gab,

und belud sich mit einem ungeheuren Steinhaufen. Schon hatte er diesen unmittelbar bei der Stadt in den Fluß abgeladen und eilte nach einem zweiten — als ein furchtbarer Donnerschlag den Häuptling der Letten aus dem Schlaf weckte. Er trat aus seinem Hause und sah, daß der Fluß zur Hälfte schon eingedämmt war. Das konnte nur mit Teufelskünsten zugehen! Schnell entschlossen lief der Häuptling zum Hühnerstalle und fing an, wie ein Hahn zu krähen. Davon erwachte der Haushahn und antwortete mit heller kräftiger Stimme. Als das der Teufel hörte, ließ er den zweiten Steinhaufen vor Schreck dicht am Ufer fallen und entfloh. Aus dem ersten Haufen entstand der Wasserfall bei Goldingen, der noch heute zu sehen ist, der zweite aber lag solange am Ufer, bis die Steine zu Gips wurden.





Weshalb es in Riga keine Elstern gibt

I

Als das Heer der Russen unter Kaiser Peters Führung Riga belagerte, das von den Schweden verteidigt wurde, hatte es zuerst garnicht den erwarteten Erfolg. Die Russen verloren mit der Hoffnung auch den Mut, während aus der Stadt stets das Geläute der Glocken und heller Freudenjubel erklang. Da die Spione nichts ordentliches erfahren konnten, begab Peter sich selbst verkleidet in die Stadt. Als er eines Abends spät die Schanzen besah, hörte er, wie zwei auf Wache stehende Soldaten sich unterhielten. Einer von ihnen machte sich über die Feigheit der Russen lustig, da sie nicht einmal eine halbverhungerte Stadt einnehmen könnten. Er selbst hätte das mit einem hundertmal kleineren Heere zustande gebracht. Als die Soldaten sich trennten, befahl Peter dem einen, ihn im Weigerungsfalle mit dem Tode bedrohend, ihm zu folgen. Der Soldat gehorchte. Wie sie nun im Lager Peters ankamen, erzählte der Soldat, daß Riga von einer schwedischen Prinzessin, einer Zauberin, beschützt werde, die sich, in eine Elster verwandelt, nachts in einem Loch an einer Schanze verberge, das er kenne. Wenn aber ein nackter Mensch bei Sonnenaufgang in dies Schanzloch eine silberne Kugel hineinschösse, dann müsse die Prinzessin für alle Zeit eine Elster bleiben. Peter begab sich sogleich zur Stadt zurück, um es mit der silbernen Kugel zu versuchen. Als er geschossen hatte, verbrannte der Schwede auf dem Fleck, die Zauberin aber flog aus ihrem Loch hinaus, ließ sich auf dem Kirchturm nieder und schrie laut: „Rrr, Kaiser

Peter ist auch in den Mauern Rigas." Die Feldherren gaben sogleich Befehl, daß die Tore geschlossen werden sollten. Um nicht gefangen zu werden, begab sich Peter zu einem deutschen Kutscher, namens Schwartz, der gerade Kehricht ausführte. Hier legte er sich auf den Wagen und ließ den Kehricht auf sich draufschütten, um sich so aus der Stadt hinausfahren zu lassen. Der Kutscher tat das auch. Auf den Kehrichthaufen aber ließ sich nun die Prinzessin-Elster nieder und schrie da geraume Zeit. Daher verfluchte Peter sie, daß sie auf ewig aus Riga verschwinden solle. Am selben Tage aber nahmen die Russen Riga ein. Von dieser Zeit an ist in Riga und fünf Werst weit in der Umgegend keine Elster mehr zu sehen.

II

Die Polen hatten einst Riga eingenommen. Da zogen die Schweden heran, um es ihnen wieder abzunehmen. Aber die Tochter des Polenkönigs, eine große Zauberin, saß auf einem Turme Rigas und verzauberte die Kugeln der Schweden, sodaß sie alle abprallten. Endlich erschoß ein schwedischer Soldat die Zauberin mit einer silbernen Kugel. Sie wurde in eine Elster verwandelt und versank in der Düna. Hundert Jahre später kam sie eines Nachts aus der Düna heraus und bat einen Rigenser, ihr ein Kreuz herbeizubringen. Der aber weigerte sich, und die Elster fiel wieder in die Düna zurück, um dort abermals hundert Jahre zu schlafen. Und solange wird sich in Riga niemals eine Elster zeigen, als die Zauberelster in der Düna lebt.



Was der Wolf fressen darf

Der Wolf litt großen Hunger. In seiner Not kam er zum alten Gott und bat um Speise. Der alte Gott fragte ihn: „Was möchtest du denn fressen?" „Darf ich das anfallen, was Wolle und Hufe trägt?" „Nein, das darfst du nicht, denn es ist mein allerfrömmstes Tier!" „Darf ich die Schnauzenträger rauben?" „Nein, auch nicht, denn sie sind die Hauswächter der Menschen!"

„Was soll ich denn aber nehmen und essen?" heulte der Wolf.

„Von jedem Bauernhof, wo Brot gebacken wird, sollst du einen Laib erhalten," sprach der alte Gott. „Bist du mit diesem Essen zufrieden?"

„Juchhei!" schrie der Wolf, „das ist mir recht!" und ging seines Weges.

Jetzt führte Isegrim ein herrliches Leben. Er schlang und schlief, wie es nur ein reicher Faulpelz tut.

Einer Bauerfrau war es aber leid um das Brot, das der Wolf jedesmal erhielt. Als er nun wiederkam, warf sie ihm statt des Brotes einen glühenden Stein vor.

Der Wolf versengte sich das Maul und lief heulend und fluchend in den Wald. Seitdem hat er auch einen schwarzen Rachen.

Dann kam er wieder zum alten Gott, klagte ihm seine Not und sprach:

„Für Brot gab man mir einen glühenden Stein, woran ich mir das Maul versengte. Da getraue ich mich nicht mehr hin! Was soll ich aber jetzt essen?"

„Nun wenn die Dinge so stehen," sprach der alte Gott, „so darfst du überall einbrechen, wo Rauch aufsteigt und eine Tür angebracht ist."

Seitdem würgt auch der Wolf alles nieder, was ihm nur in die Krallen fällt.

Der Bär und der Bauer

Ein Bauer pflügte am Wald ein Stück Feld, um Rüben zu säen. Der Bär kam hinzu und sagte: „Guten Tag, Mann! was machst du hier?" „Ich will säen," antwortete der Bauer, „aber die Vögel des Waldes reißen mir alles heraus." Der Bär versprach, für gute Bezahlung das Feld zu behüten, so daß die Vögel nichts wegfressen

könnten. Das ging der Bauer ein, fragte aber, wie viel der Bär als Lohn verlange. „Das Obere gib mir, das Untere behalte für dich!" sagte der Bär, der da glaubte, daß es Hafer sei. „Gut," sagte der Bauer, „du sollst das Obere haben, wenn du ordentlich hütest." — Der Bär bewachte das Feld den ganzen Sommer, während dessen er immer der Meinung blieb, daß es Hafer sei. Als der Mann die Rüben eingeerntet hatte, das Kraut in die Scheune geworfen und die Wurzeln nach Hause gebracht hatte, kam der Bär und verlangte seine Bezahlung. Der Bauer gab ihm das Kraut, womit er wenig zufrieden war und zornig wegging. Im folgenden Jahr erbot sich der Bär wieder, Wächter des Feldes zu sein, aber bedang sich dafür das Untere aus. Der Bauer war damit sehr zufrieden, da er Hafer gesät hatte. Der Bär bewachte das Feld den ganzen Sommer; dann mähte der Mann den Hafer ab und führte ihn nach Hause. Gleich nachher kam der Bär, wollte seine Bezahlung haben und da er sah, daß es Hafer gewesen, von dem auf der Tenne noch Körnchen lagen, wurde er sehr ärgerlich und ging mit der Drohung davon, dem Bauer ein Paar Ochsen zu reißen.

Im Winter fuhr der Bauer in den Wald um Holz zu holen. Da begegnete ihm der Bär, hielt ihn an und wollte seine Ochsen fressen. Der Fuchs kam dazu und erkundigte sich heimlich nach dem Stande dieser Streitigkeit. Nachdem er es erfahren, ließ er sich vom Bauern drei Spulen eines Spinnrades um den Hals hängen, damit der Bär das Geklappere höre. Wenn er dann nach der Ursache desselben frage, solle der Bauer ihn für einen königlichen Jäger ausgeben. Der Bär, verwundert über den Lärm, fragte, was der bedeute. Als er erfuhr, daß es der Hofjäger sei, der Bären und Elentiere schießen solle, geriet er in Angst und versteckte sich neben dem Schlitten des Bauern, den er bat, ihn nicht zu verraten. Gleich darauf kam der Fuchs und fragte: „Mann, was machst du da?" „Ich haue Holz!" war die Antwort. „Was ist neben dem Schlitten?" „Ein alter Klotz, die Korndarre zu heizen!" „Es ist das Recht der Waldleute, solche Klötze auf den Schlitten zu legen." Der Mann tat es und der Bär rief ihm beständig zu: „Sachte, sachte!" Dann sagte der Fuchs: „Es ist das Recht der Waldleute, die Holzklötze fest zu binden." Dies geschah, und der Fuchs fuhr fort: „Es ist das Recht der Waldleute, ihr Beil in den Holzklotz zu hauen." Da schlug der Mann dem Bären auf den Schädel und tötete ihn dann vollends.

Der Wolf auf der Hochzeit

Der Wolf und der Fuchs waren einmal zur Hochzeit gegangen, ohne Wissen des Hauswirts. Beide saßen unter dem Hochzeitstisch und fraßen Fleischknochen und Brotstückchen, die vom Tische herunterfielen. Der Wolf bekam auch heimlich Bier zu trinken und wurde zuletzt betrunken. Als nun die Hochzeitsgäste sangen, bekam er auch Lust zu singen und fragte den Fuchs: „Gevatter, soll ich nicht auch singen?“ Dieser antwortete: „Sing nicht, wir werden Prügel bekommen (arra laula, peksa, same)! Zum zweiten Male, als die Hochzeitsgäste sangen, bat er den Fuchs um Erlaubnis zu singen. Dieser wehrte ihm genug, aber der Wolf hatte solche Lust zu singen, daß er zum dritten Male ihn fragte, ob er nicht singen solle. Endlich sagte der Fuchs: „Wenn du denn durchaus singen willst, so sing, aber du wirst erfahren, wie große Ehre dir dafür zu Teil werden wird.“ Der Wolf sprang auf den Tisch und sang ein wunderschönes Lied. Als die Hochzeitsleute ihn sahen und singen hörten, hetzten sie die Hunde auf ihn, die ihn gehörig zerzausten, und schlugen ihn mit Knüppeln. Der Fuchs sprang auch davon; unterwegs aber sah er ein Geschirr mit Milch, trank davon und tauchte seinen Kopf hinein. Dann lief er davon. Im Walde traf er den Wolf, der über die vielen Prügel klagte, die er erhalten: „Ach,“ sagte der Fuchs, „du hast wohl viel Prügel erhalten, aber wer heißt dich singen? Ich aber bin ganz unschuldig so zerschlagen, daß mir der Kopf ganz weiß geworden ist.“ Doch hatte der Wolf Lust noch einmal hinzugehen und doch wenigstens vor der Türe etwas dem Gesange zu lauschen. Der Fuchs aber stellte sich ganz krank und matt und sagte: „Ich kann nicht gehen! Nimm mich daher auf den Rücken und trage mich!“ So ungern der Wolf es tat, nahm er ihn doch endlich auf den Rücken und trug ihn eine gute Strecke. Der Fuchs, dem die Zeit lang wurde, fing an zu singen: „Der Kranke trägt den Gesunden!“ Der Wolf fragte: „Was singst du da, Gevatter?“ „Ach,“ sagte der Fuchs, „ein wüster Kopf redet irre und weiß nicht, was er spricht. Aber hier ist kein Raum für uns, denn hier stehen zu viele Menschen vor der Tür des Hochzeitshauses.“ Mit diesen Worten sprang er vom Rücken des Wolfes auf die Erde und lief mit gesunden Beinen davon. Der Wolf aber war von den Leuten bemerkt und kam von ihnen und ihren Hunden verfolgt nur mit Not und Angst wieder an sein Lager.

Weshalb der Krebs rückwärts geht

Eine Ratte wollte sich im Bache baden, aber ein Krebs zog sie in die Tiefe. Da bat die Ratte: „Laß mich los und komm lieber mit mir in mein Haus!" Der Krebs ging auch mit ihr. Als sie in das Haus der Ratte gekommen waren, versammelten sich viele andere Ratten, um den Krebs zu sehen. Aber jene sagte: „Der Krebs soll dazu verurteilt werden, rückwärts zu gehen."

Nun besorgten die Ratten ein schwarzes Schnürchen, banden es an den Schwanz des Krebses und zogen ihn rückwärts zum Bach zurück. Das ging eine Weile ganz gut, aber am Bachufer riß die Schnur, und der geplagte Krebs fiel rücklings in den Bach. Und siehe da! noch heutiges Tages trägt der Krebs in seinem Schwanz das Ende der schwarzen Schnur, und noch immer geht er rückwärts.

Schlange und Aal

Als der Herr nach Adams Fall das Urteil über die Schlange sprach, daß sie auf ihrem Bauche kriechen und Erde essen solle ihr lebelang, richtete sie sich stolz und höhnisch empor, als achte sie der Strafe nicht. Da nahm der Herr Jesus einen Stab und schlug sie in drei Teile, so daß das Kopfende in einen Wald, das Mittelstück mit den vier Füßen auf das Feld und das Schwanzende ins Meer fiel. Aus dem Kopf wurde eine neue Schlange, die das böseste Tier der Welt ist, aus der Mitte die Eidechse und aus dem hinteren Ende der Aal, der von allen Fischen das beste Fleisch hat, aber doch von Esten und Schweden wegen seiner Verwandtschaft mit der Schlange nur selten gegessen wird.

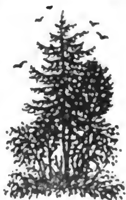
Die blinde Esche

Der Frühling stand schon vor der Tür. Das Wärme spendende Sonnenmütterchen war emsig an der Arbeit, um den kalten Winter zu vertreiben und die blaue Anemone, die wurzelreiche Dotterblume und alle die anderen Frühblumen freigebig mit Jungfernkränzchen zu beschenken. Als nun die Bäume sahen, wie die Blumen so schön geputzt waren, beschlossen sie, sich auch recht bald vom lieben Sonnenmütterchen Gaben zu erbitten, um gemeinsam mit den Blumen ihre Festkleider anlegen zu können. Die Sonne erhörte die Bitte der

Bäume und schenkte jedem ein grünes Kleid, doch mit dem Bemerken, daß jeder das geschenkte Kleid, ehe er es anlege, nach seinem eigenen Geschmack umsäumen und sticken solle.

Die Linde, ein flinkes Mädchen, zog schon am nächsten Tag ihr grünseidenes Gewand an, wobei sie ihren Blättern eine herzförmige Gestalt gab. Als die schlanke Birke die Linde so schön geschmückt sah, fing sie auch an ihre Blätter in Form eines Herzens zu wirken, denn sie wollte auf diese Weise die Herzen der schönen Mädchen gewinnen. Aber wie betrübt wurde sie, als die Linde ihr zuletzt erzählte, daß jene nicht sie, sondern die starke Eiche liebten. Die Birke wußte in ihrer Trauer nichts anderes zu tun, als daß sie kläglich weinte, und so weint sie noch heute in jedem Frühjahr (die Menschen nennen ihre Tränen Birkwasser).

Bald hatten sich alle Bäume mit grünen Kleidern geschmückt, nur die Esche stand noch nackt und bloß da. Als die übrigen Bäume fragten, weshalb sie sich nicht ankleide, antwortete sie ganz traurig: „Ich bin ja blind, daher weiß ich nicht, ob der Nordwind wirklich fort ist oder nicht, denn ich fürchte, daß der unverschämte Geselle mir das geschenkte Festkleid zerreißt." Jetzt fing die Esche, auf den Zuspruch der anderen, wohl an, geschäftig und schnell Blätter zu treiben, aber sie wurden in der Eile unvollkommen und zackig. Als die übrigen Bäume über ihre seltsame Kleidung spotteten, erwiderte sie kein Wort, aber sie schämte sich sehr und nahm sich vor, sich im Herbst zeitiger bei den Geschwistern zu erkundigen, um nicht beim Ablegen des Festkleides wieder die letzte zu bleiben. So geschah es denn auch. Kaum fing der Nordwind rauher zu wehen an, da fragte die Esche bereits: „Nachbar, ist der Herbst schon da?" Und als sie erfuhr, daß er schon vor der Tür stehe, da war sie die erste, die birr, birr, birr! ihre Blätter fallen ließ. Deshalb nennt man sie noch heutiges Tages blind.





Epische Dichtung

Kalewipoeg

Der Sagenkranz, der sich um den „Sohn des Kalew" windet, ist das einzige, aber bedeutende epische Erzeugnis der estnischen Volkspoesie. Es sind zwar nur Einzelgedichte, die durch die Gestalt des Helden lose zusammengehalten werden, kein Epos also von einem Guß, aber sie sind reich an spannenden Situationen, an feinen lyrischen Stimmungsbildern, reich vor allem aber an märchenhaften Elementen, an heldenhaften Taten und Kämpfen.

Es ist bemerkenswert, daß hoch oben im Norden bei den Finnen und den ihnen nah verwandten Esten die Kraft zu epischer Gestaltung eine so starke gewesen ist, daß eifrige Sammler, die ins Volk gingen, eine riesige Menge von Gedichten, die an einen gemeinsamen Helden anknüpfen, zusammentragen konnten. In Finnland war es Elias Lönnrot, der die Kalevalasagen aufzeichnete und zu einer gewaltigen Einheit verschmolz, in Estland sind es Dr. Fählmann und vor allem F. R. Kreutzwald gewesen, die mit Unterstützung der Gelehrten Estnischen Gesellschaft in Dorpat die Kalewipoegsagen in den 30er und 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts sammelten und zu 20 Gesängen von rund 18000 Versen verbanden.

Der erste Teil dieser Sammlung erschien unter der Redaktion von Kreutzwald — Fählmann war inzwischen gestorben — in der deutschen Übersetzung des Pastors Carl Reinthal im Jahre 1857 in Dorpat. Der Druck des Ganzen zog sich bis zum Jahre 1861 hin, wo die letzte Lieferung erschien. — Die Bruchstücke, die wir bieten, sind diesem inzwischen selten gewordenen Werk entnommen.

Der Leser möge nicht glauben, in den Kalewipoegsagen reinste, urquellmäßige Volksdichtung vor sich zu haben. Die sieht anders aus, gröber, unklarer, ungeordneter, durch Wiederholung oft auch langweiliger. Sammler und Übersetzer jener Zeit hielten sich aber für berechtigt, zu trennen und zu verbinden, umzustellen und zu ändern, um dem Ganzen eine lesbare Form zu geben. Wir danken es ihnen, denn ohne diese Arbeit, deren erste Proben das lesende Publikum erwärmten, wäre viel wertvoller Stoff verloren gegangen oder doch unbekannt geblieben. Trotzdem darf gesagt werden: ein treues Spiegelbild des estnischen Volkshelden, estnischer Bräuche und Sitten, estnischer Träume und phantasievoller Erfindung geben diese Verse doch.

In dem ersten Gedicht oder Gesang, wie Kreutzwald sagt, wird die „Präsentation" gegeben. Wir hören von Kalew, dem Vater des Helden, der in Estland herrschte und von seiner Mutter Linda, die in der Wiek, dem westlichsten Kreise des Landes, bei ihrer verwitweten Mutter lebte. Sie hat, mannbar geworden, viele Freier, darunter den Mond, die Sonne, den Sternenknaben, den Wasserfreier, den Wind auf seinem Sturmhengst und des Kunglakönigs Erben. Aber Linda weist sie alle ab, nur der riesenkräftige Kalew findet Gnade vor ihren Augen:

„Dieser ist nach meinem Sinne,
Diesen nehm ich gern zum Manne!"

Linda schenkt ihrem Gatten drei Söhne. Kalewipoeg ist der jüngste, er kommt erst nach dem Tode des Vaters zur Welt. Bevor dieser stirbt, bestimmt er, daß die drei Brüder um die Herrschaft losen sollen, wenn der Jüngste erwachsen sein werde.

Kalewipoeg entwickelt sich — ganz wie die Helden im Märchen — fabelhaft rasch zum riesenstarken Jüngling. Es heißt von ihm:

Zweiter Gesang. Vers: 684—712, 728—744.

Vater Kalews edler Sprößling
Ward ein flinker Hüterknabe,
Dann ein tüchtger Pflügerbube,
Schoß wie eine junge Eiche
Schlank und kräftig in die Höhe
Und verhieß des Vaters Ausspruch
Glänzend einstmals zu erfüllen.
Täglich übt er seine Kräfte,
Täglich ward er größer, stärker.

Auf dem Hofplatz spielt er Kurni*),
Radspiel auf dem weiten Anger.
Wenn er seine Kurniklötze
Aufgestellt am untern Rande
Und vom obern Rand sein Knüttel
Sausend durch den weiten Hofraum
Traf die aufgestellten Klötze,
Hei, wie flogen längs dem Anger
Bis zur fernen Kälberkoppel
Dann die aufgestörten Klötze
Weit und breit hin auseinander!
In den Wäldern, an den Hügeln
Und zerstreut auf weiter Fläche,
Ja, im Meere fand man manche.

Seine Kurniklötze sind noch
Heutzutage anzutreffen
Auf dem Spielplatz seiner Jugend,
Die man Jungfernsteine nennt,
Klötze, die der Riesenknabe
Selbst sich aus Granit gehauen.

Oftmals sah man auch den Knaben
Auf dem Hofplatz seiner Mutter

---

*) Ein Spiel mit Holzklötzchen, die auf der Erde in bestimmter Form aufgebaut werden; man wirft mit einem Knuppel nach ihnen und sucht sie aus dem abgegrenzten Raum hinauszutreiben.

Sich aus hohen schlanken Birken,
Die er aus der Erde rupfte,
Als wenns dünne Halme wären,
Kleine nette Schlittchen machen
Oder Katzenkörbchen flechten.
Es verflossen unter Spielen
Rasch die Jahre seiner Kindheit
Und der junge Kalewide
Steuerte mit vollen Segeln,
Die die Mutterliebe blähte,
In das Meer der reifern Jahre.
Vater Kalews jüngster Sprößling
Maß bald volle Manneslänge,
Schritt vorbei den ältern Brüdern
Und erreichte bald den Vater.

Nun kommt die Zeit, wo er kühne Taten verrichtet, böse Meergeister tötet, Auerochsen, Bären und Wölfe jagt. Während er eines Tages fort ist, wird Linda, seine Mutter von einem finnischen Zauberer entführt, allein ihn trifft der Donnergott mit seinem Blitz, so daß er in tiefe Ohnmacht fällt. Linda ist vor seiner Gier gerettet, doch wird sie auf der Flucht in einen Felsblock verwandelt, der noch heute auf dem Iruberge zu sehen ist.

Kalews Sohn kehrt mit seinen Brüdern von der Jagd zurück; sie finden die Mutter nicht, alles Rufen und Suchen ist vergeblich. Die Brüder legen sich ermattet zur Ruh, Kalewipoeg aber gibt die Hoffnung nicht auf, die teure Mutter wiederzufinden. Er geht zum Grabhügel des Vaters und fragt den Toten um Rat, wohin er sich wenden solle. Des Vaters Stimme gibt ihm zur Antwort, er solle sich vom Winde den Weg zeigen lassen. Da wandert er fort und gelangt dem Winde folgend ans Meer.



Vierter Gesang. Vers: 39—70, 85—96, 125—130.

Als er sich am steilen Ufer
Scharfen Blicks noch umgesehen,
Aber nirgend von der Teuren
Eine Spur entdecken konnte,
Warf der Jüngling von dem Glintrand*)
Sich hinunter in die Wogen,
Die in ihrem breiten Bette
Mächtig rauschend ihn empfingen.

Mit den Händen kräftig rudernd
Steuert er mit seinen Füßen,
Läßt das Haar als Segel wehen
Und beginnt der Küste Finnlands
Nördlich haltend zuzustreben;
Denn im Norden hofft er sicher
Seine Mutter aufzufinden,
Birkhuhn aus dem Garn zu lösen,
Linda sicher zu befreien.

Von dem Himmelsdome blinkten
Schon der alte Sternenwagen
Und der schwedsche Bär hernieder

*) Die steile nördliche Felsküste Estlands wird der Glint genannt.

Und der helle Stern des Nordpols,
Fest an einen Punkt geheftet.
Alle wiesen ihm die Richtung
Auf der nassen Bahn nach Finnland,
Nach dem hohen Felsenufer.

O du starker Sohn des Kalew,
Seiner Wittwe Trost und Stütze!
Nichts vermochte deinen Eifer,
Nichts dein Streben zu ermüden
Oder deine Kraft zu lähmen,
Als dein liebend Herz dich antrieb
Deiner Mutter Spur zu suchen,
Der Verlornen nachzuspüren.
Sterne kamen, Sterne gingen;
Nur der glänzende Polarstern
Und der alte Wagen hielten
Unverändert Wacht am Himmel.

Endlich taucht aus krausen Wellen
Hüpfend auf ein schwarzes Pünktchen,
Das sich vor dem rüstgen Schwimmer
Bald zu einer Insel ausdehnt
Und im Angesicht der Insel
Rührt er rascher noch die Glieder.

Kalews Sohn ruht sich auf dem Eiland aus, ermüdet von der gewaltigen Anstrengung. Da hört er in der Nähe ein Mädchen singen. Das sang so kunstlos wie ein Vogel, so süß wie die Nachtigall. — Kalewipoeg horcht hin und:

Vierter Gesang. Vers: 186—230.

Aus des Mägdleins Kehle drangen
In des Lauschers Ohr die Worte:
„Weit entfernt ist mein Geliebter,
Hinterm Wasser mein Erkorner,
Unerreichbar meinen Blicken.

Zwischen mir und meinem Trauten
Türmen sich des Meeres Wogen,
Liegen weitgestreckte Seen
Und unzählge Heideflächen,
Dehnen Äcker sich und Wiesen,
Triften sich und Angerplätze,
Wälzen Ströme ihre Fluten
Und entspringen tausend Quellen.
Ach, wer nennt die Dinge alle,
Die mich nicht zu ihm gelangen,
Ihn zu mir nicht kommen lassen!
Nicht in Monden, nicht in Jahren
Hör ich seine traute Stimme,
Seh ich in sein treues Auge,
Darf ich mich in seinen Armen
Seiner Liebesglut erfreun.

Weit entfernt ist mein Geliebter.
Hinterm Wasser mein Erkorner,
Unerreichbar meinen Blicken.
Gegen mich und meinen Trauten
Hat sich Meer und Land verschworen.
Bring ihm, Lüftchen, meine Grüße,
Weh ihm zu, daß ich ihn liebe!
Ach ihr Wolken, schützt sein Leben!
Meereswogen, Regenströme,
Rauscht ihm Wonne zu und Freude!
Lehr ihn weise sein, o Himmel,
Laß ihn ohne Sorge leben!
Seine Pflichten freudig üben!
Bring von mir ihm soviel Grüße,
Als wie oft ich an ihn denke;
Bring von mir ihm soviel Grüße,
Als ich Wünsche für ihn hege;
Bring von mir ihm soviel Grüße,
Als das Erlenwäldchen Blätter,
Kätzchen zählt das Birkenwäldchen,
Nadeln unsre Tannen wiegen;

Soviel, soviel, soviel Grüße,
Als du Wellen siehst im Meere,
Sternlein an dem Himmelsbogen!"

Endlich erblickt Kalews Sohn die schöne Sängerin, eine zarte Jungfrau. Reiche Locken decken ringelnd den schönen Nacken und den weißen Busen. Kalewipoeg fühlt sich wie zum Wettkampf aufgefordert und beginnt seinerseits ein Lied zu singen, das dem Mädchen schmeichelt.

Das Eilandsmädchen erblickt ihn und — flieht nicht seine Nähe. Schnell kommt es zum Gespräch; unsichtbare Fäden umstricken die jungen Herzen der beiden, absichtslos sinkt das Mädchen an die Brust des Fremdlings. . . .

Da ertönt ein Schrei, ein Jammerruf wird laut; der schlafende Vater des Mädchens hört ihn, schüttelt den Traum ab, greift zu seiner Keule, tritt zur Hütte hinaus, eilt zu seiner Tochter und bleibt sprachlos vor dem riesigen Jüngling stehen. Der fragt ganz arglos nach dem finnischen Zauberer, der seine Mutter entführt habe. Im Gespräch mit dem Vater nennt Kalewipoeg seine Herkunft; da erschrickt das Eilandmädchen, als er Kalew seinen Vater, Linda seine Mutter nennt, sie tritt fehl und stürzt vom Fels in das Meer. Kalew springt ihr nach, will sie retten, aber es ist vergeblich, sie taucht nicht wieder auf. Da schwimmt er weiter, Finnlands Küste entgegen.

Er landet glücklich, sucht nach den Spuren seiner Mutter und gelangt in das Gehöft eines Zauberers, der ihm feindlich entgegentritt. Kalewipoeg tötet die Söldner des Zauberers, die dieser aus Flaumfedern erschafft, dann ihn selbst. Ermüdet sinkt er in Schlaf und erkennt aus Traumbildern, daß seine Mutter nicht mehr am Leben ist.

Erwacht und gestärkt will er heimwärts eilen. Da fällt ihm ein, daß in Finnland ein berühmter Waffenschmied lebt, von dem er das beste Schwert der Welt erhalten könnte. Kalewipoeg läßt sich dorthin den Weg weisen und versucht nun eine Waffe nach der andern, die der Meister ihm anbietet. — Der Leser fühlt sich lebhaft an die Schwertproben Siegfrieds erinnert, und hier wie dort spaltet der Held den Amboß mit *einem* Streich.

Sechster Gesang. Vers: 268—303.

Stumm ergriff der Sohn des Kalew
Eins der längsten von den Schwertern,
Wog es prüfend in der Rechten,
Bog sodann die breite Klinge
Fast zu einem Reif zusammen,
Der sich augenblicklich wieder
Ohne Tadel grade streckte,
Ließ sie dann mit Blitzesschnelle
Sausend über'm Haupte wirbeln
Und vollführte endlich jauchzend
Einen Hieb aus Leibeskräften
Auf den Felsblock in der Schmiede,
Daß die Funken weithin sprühten.
Diesem mörderischen Hiebe
War die Waffe nicht gewachsen,
Denn der Stahl zerbrach in Stücke,
Und das Heft blieb nur allein
In der Faust des Riesenjünglings.

„Hol der Geier solche Fäuste!"
Rief der Waffenmeister fluchend.
„Ei wer wird denn Kinderspielzeug
Unter Männerwaffen mischen!"
Warf der Kalewsohn dem Meister
Höhnisch lachend in die Zähne
Und ergriff nun ohne Wahl
Noch ein zweites Schwert vom Haufen
Und darnach auch noch ein drittes,
Eh der Schmied es hindern konnte,
Machte wirbelnd seine Schwenkung
Jedesmal und ließ das Schwert
Auf den Block dann niederschmettern,
Daß es Feuer regnete
Und der Stahl in tausend Stücken
In dem engen Raum umherflog,
Während nur der Griff allein
In der starken Hand zurückblieb.



Kalewipoeg will diese Waffen nicht; da bringt ihm der alte Waffenschmied das Meisterstück seiner Kunst, an dem er sieben Jahre gehämmert und gefeilt hat und das von Kalew dem Helden bestellt gewesen ist.

Sechster Gesang. Vers: 442—474.

Kalews Sprößling nahm die Waffe
Aus der Hand des Schmiedemeisters
Still und ehrfurchtsvoll entgegen,
Und nachdem er sie gefaßt,
Ließ er sie in mächtgem Schwunge
Wirbelnd wie ein Feuerrad
Um sein Handgelenk sich drehen.
Sausend flog die blanke Klinge
Durch die Luft, wie wenn im Sturm
Eine Hagelwolke rasselnd
Ihrer Schloßen sich entledigt
Und dazu die Windsbraut heulend
Über die empörten Wogen
Durch die Wälder rast und wütet,
Daß die hundertjährgen Eichen
Krachend ihre Gipfel neigen
Und erzürnt den Rasen peitschen,
Und die Dächer von den Hütten

Mit dem aufgeregten Sande
Hoch sich in die Luft erheben
Und den Wolken eilig folgen.

Kalews edler Riesensprößling
Ließ alsdann die Wucht der Klinge
Mit der Schnelligkeit des Blitzes
In den mächtgen Amboß fahren
Und die sieggewohnte Rechte
Spaltete den schweren Amboß
Nebst dem dichtberingten Klotze,
Der ihn trug, bis auf den Boden,
Ohne daß die blanke Schneide
Auch nur eine leichte Schramme
Sichtbar nachbehalten hätte.

Kalewipoeg behält dieses Schwert und verspricht, von Estland her reichen Lohn zu senden. — Es folgt ein Gelage. In der Trunkenheit prahlt der Held mit der genossenen Gunst der Eilandstochter. Ein Sohn des Schmieds stellt ihn darob zur Rede, muß jedoch diese Kühnheit mit seinem Kopfe büßen. Der alte Schmied legt einen Fluch auf Kalews Sohn, der den Frieden des Hauses gebrochen hat:

„Möge dich mein Fluch begleiten,
Bis er an dir wahr geworden,
Bis das Schwert, das du entweiht,
Dich einst selber hingemordet ...“

Kalewipoeg entweicht, kommt zur Besinnung und kehrt in seine Heimat zurück. — Im Wettkampf mit seinen Brüdern gewinnt er das Erbe seines Vaters und wird König.

Nun folgen eine Reihe von Abenteuern, die der Held in die Ferne nach Osten wandernd erlebt. Er gelangt an den Peipussee und durchschreitet ihn in einer Stunde. Ein Zauberer versucht das Schwert zu rauben, während der Held schläft, läßt es aber in einen Fluß fallen und vermag es nicht herauszuheben. Kalewipoeg geht den Spuren nach, findet sein Schwert, läßt es aber im Flusse liegen, weil es selber erklärt, es wünsche nicht von der Hand eines Zornmütigen geführt zu werden.

Kalews Sohn gerät hierauf in einen Kampf mit den Söhnen des finnischen Zauberes. Der Held verteidigt sich mit einer Planke. Der Streit ist schwer. Kalewipoeg hört ein feines Stimmchen rufen: „Schlag mit der Kante! mit der Kante!" Er folgt dem Rat und siegt.

Zwölfter Gesang. Vers: 182—198.

Als der starke Sohn des Kalew
Nach dem angestrengten Kampfe
Sich ein wenig ausgeruht,
Rief er nach dem Busch sich wendend,
Wo der Freund sich hören lassen:
„Gib mir Auskunft, lieber Bruder,
Männchen mit der feinen Stimme,
Wer du bist, mein Guter, Lieber,
Der mir guten Rat erteilte,
Als ich in der Klemme war!"

Männchen mit der feinen Stimme,
Geistbegabtes kleines Männchen,
Schnell den Sinn erfassend, sagte:
„Ich, ein kleines Männchen, war es,
Ich, der arme nackte Igel,
Der den Rat dir zugeflüstert,
Dir den guten Rat gegeben."

Kalewipoeg fordert den Igel auf, doch aus dem Dickicht hervorzukommen, aber der Igel antwortet:

Vers: 211—266.

Kann nicht kommen aus dem Dickicht,
Kann nicht aus dem warmen Neste
In der kühlen Abendluft
Das betaute Gras betreten.
Als der alte Weltenschöpfer
Alle Wesen schuf auf Erden,
Übersah es seine Weisheit,
Daß ich ohne Rock geblieben,

Ohne wärmende Bekleidung.
Wenn ich nacktes, schwaches Männchen
Wagte aus dem warmen Neste
An die freie Luft zu treten,
Würd ich sicherlich erstarren,
Würde mich die Kälte töten."

Kalews Sohn erwiderte:
„Höre, lieber, goldner Bruder,
Armer kleiner nackter Igel,
Komm getrost heraus ins Freie,
Daß ich deine Blöße decken,
Einen Pelz dir geben könne!"

Da entschlüpfte dem Gesträuche
Aus dem warmen Nest der Igel,
Nackt und bloß, ein kleines Wesen,
Das vor Kälte gleich sich krümmte
Und am ganzen Körper bebte.

Sprach zu ihm der Sohn des Kalew:
„Du erteiltest, lieber Igel,
Guten Rat mir in der Not,
Halfst mir glücklich aus der Klemme.
Mit der scharfen Kante hauend
Blieb ich Sieger auf dem Platze
Und mit Wolfsgeheul entflohen
Noch zu rechter Zeit die Buben.
Zur Bezeugung meines Dankes
Will ich dir von meinem Pelze
Nur ein kleines Stückchen schenken,
Das auch etwas stachlig ist,
Doch als Überwurf dir dienen
Und auch dazu nützen wird,
Künftig Braun und Isegrim
Dir vom Neste fernzuhalten."

Also sprach der Sohn des Kalew,
Riß ein Stückchen aus dem Futter

Seiner eigenen Bekleidung
Und verehrte es dem Igel.

Herzlich dankend nahm der Igel
Das Geschenk und hüllte sich
Sorglich in die warme Decke;
Doch das Stückchen war so klein,
Daß es nur den Rücken deckte
Und zur Not die beiden Seiten;
Bauch und Füße blieben immer
Unbedeckt noch wie zuvor.

Seit dem Vorfall trägt der Igel
Dieses dornbesetzte Röckchen,
Das ihm sichern Schutz gewährt.

Nach mannigfachen Abenteuern mit dem Peipuszauberer, mit den drei gefangenen Spinnerinnen im Höllenhof, von denen der Held drei Zaubergegenstände erhält — Schwert, Rute und Hut — und deren willfährige Gunst er ausgiebig genießt, und nach dem Kampf mit dem „Gehörnten" im Höllenhof, den er in die Erde stampft, kehrt Kalewipoeg in sein Reich zurück.

Hier beschließt er, zusammen mit Olews Sohn, dem Baumeister, eine Stadt zu bauen. Noch bevor sie aber fertig ist, will er „weise Pfade erforschen" und bis ans Ende der Welt segeln. Auch auf dieser Fahrt erlebt er unzählige Abenteuer, gelangt u. a. in ein Riesenland, wo er sich als Kinderspielzeug vorkommt, erkennt aber schließlich das Nutzlose seiner Fahrten und kehrt heim. Lindanissa, die zum Gedächtnis seiner Mutter so getaufte Stadt, ist unterdessen erbaut. Dann bedrohen Feinde das Land, aber Kalewipoeg besiegt sie.

Noch einmal dringt der Held in die Unterwelt ein, hat manche Kämpfe zu bestehen und bindet schließlich den „Höllenalten," nachdem seiner Mutter Schatten ihn gelehrt hat, daß der Höllenalte seine Kraft verliert, wenn er zu Boden geworfen wird. Es heißt hier:

Doch der Mutter Schatten schaute
Wachen Blicks des Sohns Ermatten,
Nahm den Wolkenstock zu Handen
Schwenkt ihn zehnmal wohl im Kreise
Übers Haupt im Wirbeldrehen,
Und warf krachend ihn zu Boden;
Vorbild wars dem Kalewiden.

Und der starke Sohn des Kalew
Wußte gleich der Mutter Meinung
Sich verständig auszudeuten,
Faßt den Feind am Wadenbande,
Hörneralten an dem Kniequirl,
Hob ihn dann mit Windeseile
Wie den Wockstock in die Höhe,
Dreht ihn zehnmal wohl im Kreise
Wie ein Bündel Werg den Alten,
Warf ihn mit gewaltgem Schwunge
Klatschend nieder an den Boden.
Stemmt die Knie ihm auf die Brust dann,
Faßt die Gurgel mit den Fäusten,
Sucht den Alten zu erwürgen;
Griff nach seinem Gurt am Leibe,
Um den Bösen fest zu schnüren.
Und er schleppte den Besiegten
An dem Strang zur Eisenkammer,
Schlug die Füße ihm in Fessel,
Legte ihn in Kettenbande
So an Füßen wie an Händen,
Band sodann die dritte Fessel
Reifenartig um den Hals ihm,
Vierte Fessel um den Leib ihm.
Und er festigte die Enden
In die starke Felsenmauer,
Rollt herbei dann einen Feldstein
Wie ein Häuschen groß als Türe,
Und er band des Halses Fessel

An den Stein mit starken Knoten,
Festigt sie mit Eisenklammern,
So daß nicht aus Stub und Kammer
Schreiten konnt der Höllenalte.

Kalewipoeg nimmt vier Säcke Gold mit sich und zieht heimwärts. Unterdessen sind von Olews Sohn drei weitere Städte erbaut. Kalewipoeg entsagt allen Abenteuern und tut seinem Lande viel Gutes. Seine Untertanen wünschen, er solle heiraten, aber er weigert sich dessen.

Wiederum droht Krieg. Kalews Sohn bittet seinen Vater im Grabhügel um Rat, erhält aber keine Antwort. Er vergräbt nun seinen Goldschatz, um ihn vor dem Feinde zu sichern, sammelt sein Heer und kämpft gegen die Ritter. Schwer ist der Sieg, allein er erringt ihn, dank seiner gewaltigen Kraft und dem treuen Beistand seiner Mannen.

In der zweiten Schlacht jedoch gegen Polen, Tataren und Litauer fallen alle die Seinen bis auf Olews Sohn; von den Feinden freilich entrinnt keiner, sie alle sinken unter den gewaltigen Streichen des Helden zu Boden. — Kalewipoeg überläßt nun Olews Sohn die Herrschaft in Lindanissa, zieht sich selber in eine Einsiedlerstätte mitten im Walde zurück und führt dort ein beschauliches, ärmliches Leben.

Einst wandert er zum Peipussee und durchquert den Fluß, in dem sein altes gutes Schwert liegt. Da muß ihm das Schwert, dem Fluche des Finnland-Schmiedes gehorchend, beide Unterschenkel abschneiden. Kalewipoeg stirbt; sein Todesschrei steigt hinauf zum Himmel, und seine Seele schwingt sich empor zur Halle seiner Ahnen.

Der Held gelangt zu Altvater und der vertraut im nach langem Besinnen an, denn er weiß nicht sogleich, welches Amt er dem gewaltigen Manne geben könne, das Höllentor zu bewachen und den Gehörnten zu hüten, damit er nicht entweiche.

Als Kalewipoeg vor dem Felsentor angelangt ist, ruft eine Stimme von Oben:

„Schlage mit der Faust den Felsen!“
Und die schwere Hand erhebend
Schlug er mit der Faust den Felsen,
Daß sie spaltend tief hineindrang:
Und die Rechte blieb gefangen.

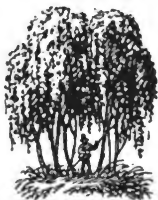
Dort auf seinem Rosse reitet
Heute noch der Kalewide
Handgefesselt an dem Felsen,
Und bewacht am Höllentore
Andrer Fesseln, selbst gefesselt.

Höllengeister suchen emsig
Doppelt angebranntes Kienholz,
Um die Ketten zu zerbröckeln,
Um die Fesseln zu zerreißen,
Deren Ringe um die Julzeit
Schrumpfen ein zu Härchendicke.
Aber ruft der Hahn im Frührot
Von des alten Vaters Toren
Um das Julfest anzukünden:
Werden jener Kette Glieder
Alle plötzlich wieder dicker.

Kalews Sohn versucht die Rechte
Mit Gewalt von Zeit zu Zeiten
Aus der Felsenwand zu reißen,
Und mit Schütteln und mit Rütteln
Macht den Boden er erbeben
Und die Hügel zitternd schwanken,
Und das Meer fängt an zu schäumen;
Doch ihn hält die Hand von Mana:
Daß der Wächter nicht vom Tore,
Der Beschützer nicht entweiche.

Einmal wird die Zeit beginnen,
Wo die Spähne von zwei Seiten

In gewaltgen Flammen brennen
Und die offnen Gluten schmelzen
Dann die Hand auch von dem Felsen.
Dann kehrt Kalew auf die Erde,
Seinem Volke Glück zu bringen,
Eine neue Zeit der Esten.





Märchen und Schwänke

Was sich die Hexen in der Johannisnacht erzählen

Es waren einmal zwei Brüder, die wollten auf Wanderschaft gehen, um in der weiten Welt ihr Glück zu versuchen. Sie stießen ihre Messer in den Stamm einer mächtigen Tanne und trafen folgende Vereinbarung: wer von ihnen zuerst wieder heimkehren würde, der solle die Messerklinge des anderen besehen, ob sie noch blank sei; das würde ein Zeichen sein, daß der andere noch lebe. Dann trennten sie sich, und ein jeder ging seines Weges.

Der jüngere Bruder durchwanderte viele fremde Länder, ohne zu irgend etwas zu kommen und kehrte nach einem Jahre traurig wieder in die Heimat zurück. Als er zu der Tanne kam, sah er, daß die Klinge von seines Bruders Messer blank war; also lebte er noch. Weil es aber schon gegen Abend ging, beschloß der Jüngling unter der Tanne zu übernachten. Es war aber gerade Johannisnacht. Nachdem er ein paar Stunden fest geschlafen hatte, erweckte ihn um Mitternacht ein Rauschen und Schnattern. Er blickt auf und sieht einen Schwarm Elstern, der sich lärmend auf dem Wipfel der Tanne niederläßt. Lange hört der Bursche dem Schnattern zu, bis es ihm allmählich scheint, als verstehe er, was sie reden.

„Wißt ihr, Schwestern, schon meine Neuigkeit?“ sagt eine Elster. „Es steht nicht fern von hier im Westen eine schöne große Stadt, die an allem Überfluß hat, nur Wasser gibt es dort nicht. Diesem Mangel aber läßt sich leicht abhelfen. Auf dem Felde vor der Stadt steht eine mächtige Linde. Würde man am Fuße dieser Linde nachgraben, so käme ein ganzer Wasserstrom herauf.“

„Ja, ja — aber wißt ihr auch meine Neuigkeit?“ sagte die zweite Elster. „Nicht weit von jener Stadt, gen Osten, ist ein hoher Berg, in welchem sich Schätze aller Art befinden. Niemand aber versteht es, in den Berg hineinzugelangen. Und doch ist es so leicht! Man braucht nur am Morgen von Georgi*) vor Sonnenaufgang drei Furchen um den Berg zu pflügen, dann tut er sich von selber auf, und die Schätze gehören dem Pflüger.“

Und so gings weiter. Eine jede Elster plauderte ihre Neuigkeit aus. Dann wurden die Vögel unruhig, schlugen mit den Flügeln und flogen davon. Der Bursche unter dem Baume aber merkte sogleich, daß das nicht gewöhnliche Elstern, sondern Hexen gewesen, die in der Johannisnacht herumfliegen und einander ihre Neuigkeiten erzählen.

Der Tag begann kaum zu dämmern, als der Jüngling schon unterwegs nach jener von der Hexe geschilderten Stadt war. Es dauerte auch nicht lange, so befand er sich mitten in ihren schönen Straßen. Er trat in ein Haus und bat um einen Trunk Wasser. „Du bist wohl fremd hier“ — ward ihm zur Antwort — „daß du nichts von unserer Not weißt. Wir haben alles in Fülle, nur an Wasser fehlt es uns ganz; da leiden wir selber brennenden Durst.“ Darauf begab sich der Jüngling auf den Marktplatz und sprach also zum Volke: „Was wollt ihr mir geben, wenn ich euch Wasser schaffe?“ Die Ratsherren versprachen ihm einen hohen Lohn; man einigte sich schnell — und alle folgten dem Jüngling bis zu der mächtigen Linde außerhalb der Stadt. An ihrem Fuße ließ er eine tiefe Grube graben. Als sie ihm tief genug erschien, horchte er hinein und vernahm deutlich unterirdisches Wasserrauschen. Nun ergriff der Jüngling einen Stein und warf ihn mit aller Kraft in die Grube. Sofort schoß ein gewaltiger Wasserstrahl empor; dann fing es mächtig an zu brausen, ein Strom frischen, klaren Wassers ergoß sich gegen

---

*) d. h. am Morgen des St. Georgstages, am 23. April.

die Stadt und, Mauern und Häuser umreißend, in sie hinein. Arbeiter taten dem Wüten des entfesselten Elementes bald Einhalt und gaben dem neuen Flusse eine Richtung. Da herrschte große Freude unterm Volke und Gold und Ehren wurden dem Wasserfinder zuteil.

Bis zum Frühjahr blieb er in der Stadt und ließ sichs wohlgehen, dann aber gedachte er dessen, was die zweite Hexe erzählt hatte. Ein Pferd und einen Pflug nahm er mit und machte sich auf, den Berg zu suchen. Bald hatte er ihn auch erreicht und am Morgen des Georgstages die drei Furchen um seinen Fuß herumgezogen. Da tat sich der Berg von selbst auf und eine Unzahl kostbarer Schätze ward sichtbar — Silber, Gold, Edelsteine in Hülle und Fülle. Nun war der arme Jüngling reicher geworden, als die Allerreichsten auf Erden und konnte ein wahres Schlaraffenleben führen.

Einst fuhr er in seiner sechsspännigen Prunkkarosse auf der Landstraße spazieren. Da begegnete ihm ein armer Wanderer, der ein Füllen am Zaume führte. Dieser Wanderer war sein älterer Bruder, der in der Fremde nichts gewonnen hatte als eben dieses Füllen. Der Reiche ließ, nachdem er den Bruder erkannt hatte, halten und fragte: „Wo kommst du her, was hast du erlebt und was erworben?" Da wies der Arme traurig auf das Füllen und sprach: „Das ist alles, was ich in der Fremde erworben habe."

Nun erzählte ihm der Reiche, daß auch er nach einem Jahr blutarm auf der Heimkehr begriffen gewesen, was die Hexen im Tannenwipfel erzählt hätten und wie es ihm ferner ergangen wäre. Der ältere Bruder hörte ihm aufmerksam zu und dachte bei sich: „Wenn diesem, der um so viel jünger und dümmer ist als ich, ein solches Glück zuteil geworden, so kann es mir, dem älteren und klügeren, gewiß nicht fehlen. Ich werde noch mehr Schätze gewinnen als er." Aus Scham und Zorn aber erschlug er das Füllen. Dann setzte er seinen Weg fort. — Gerade in der Johannisnacht kam er an jene Tanne und legte sich, wie zum Schlafe, unter ihr nieder. Um Mitternacht flogen auch, wie damals, die Elstern herbei, setzten sich schnatternd und flügelschlagend in den Wipfel und fingen an zu reden. „Wißt ihr auch, Schwestern," sprach eine, „meine diesjährige Neuigkeit? Was wir vor einem Jahr hier von der wasserarmen Stadt und dem schätzereichen Berge erzählt, das muß jemand belauscht haben; denn ein

Jüngling hat der Stadt Wasser gegeben und den Berg seiner Schätze beraubt. Laßt uns darum vorsichtig sein und erst mal unter dem Baume nachschauen. Vielleicht ist wieder ein Lauscher da."

Und mit fürchterlichem Geschnatter schoß der ganze Schwarm zur Erde hinab. Da fanden die Hexen den älteren Bruder und töteten ihn sofort.





Der Bärenmensch

Ein Mädchen ging einst in den Wald, um Pilze zu sammeln. Da begegnete ihr ein Bär, der sie ergriff und in seine Höhle schleppte. Dort mußte sie drei Jahre bleiben und dem Bären dienen. Als sie aber Mutter eines Kindes wurde, das zur Hälfte ein Mensch, zu Hälfte Bär war, jagte das Untier sie fort. Ihr Sohn, den man „Bärenmensch" nannte, gedieh und ward außerordentlich stark und gewandt. Als er das gehörige Alter erreicht hatte, verdingte er sich bei einem Pfaffen als Knecht. Das geschah im Winter. Eines Tages schickte ihn sein Herr nach Holz in den Wald. Dort suchte sich der Recke eine mächtige Fichte und holte, um sie zu fällen, mit der Axt kräftig aus; weil diese aber nicht ganz fest auf dem hölzernen Stiel saß, flog sie wer weiß wohin fort. Da ergrimmte der Bärenmensch, zerbrach den Baum in kleine Stücke und belud mit ihnen den Schlitten, so daß es ein gewaltiges Fuder wurde. Nun wollte er nach Hause fahren, aber das Pferd konnte die schwere Last nicht fortschleppen, es scharrte und schnarchte, ohne von der Stelle zu kommen. Der Knecht versetzte ihm einen leichten Schlag auf die Rippen, da stürzte es hin und verröchelte. Was tun? Der Bärenmensch mußte das Fuder wohl oder übel selbst nach Hause ziehen. Als das der Pfaffe sah, sprach er: „Entweder du kaufst mir ein neues Pferd, oder ziehst von nun an alle Lastfuhren selbst. Jetzt mußt du aber schnell zur Mühle, denn es ist kein Mehl mehr im Hause!" Gesagt, getan. Der Knecht belud einen Schlitten mit Säcken voll Getreide und fort gings im Laufschritt

nach der Mühle. Diese aber war behext und es wohnte dort eine Teufelsfamilie. Als der Bärenmensch die Mühle betrat, fand er im ersten Zimmer nur den Sohn und mehrere Weiber vor.

„Wo ist der Alte?" fragte er.

„In der Hinterstube," erwiderte der Sohn.

„Dann ruft ihn mal heraus!" befahl der Recke.

Aber die Weiber gehorchten nicht. Da ergriff der Bärenmensch den jüngsten Teufelssohn bei den Füßen und schlug mit ihm auf die Weiber los, bis sie alle für tot dalagen. Krächzend und ächzend fuhr jetzt der alte Teufel aus der Hinterstube und mit weitgeöffnetem Rachen auf den Knecht los. Der aber sprang behende zum Ofen, ergriff das Schüreisen und stach es dem Unholde tief, tief in den Schlund hinein. Dann erschlug er den rücklings Hingefallenen ganz und mahlte das Getreide selber. Der Pfaffe aber konnte, so gern ers auch getan hätte, seinem Arbeiter keinen Vorwurf machen.

Nach einiger Zeit schickte der Pfaffe den Bärenmenschen nach Kurland; da sollte in einem Sumpfe, nicht weit von dem Flüßchen Roja, ein großer Kasten mit Gold liegen, den ein dreiköpfiger Drache bewachte. Diesen Schatz wollte der Pfaffe gern haben. Der Knecht tat, wie ihm geheißen.

Außer dem Kasten nahm er aber auch den Drachen in einem Sacke lebendig mit sich. Der Pfaffe hatte sich eben beim Mittagessen gütlich getan, als der Bärenmensch zurückkehrte und den Kasten mitten ins Speisezimmer hineinwarf, daß es nur so krachte. Dann ließ er den Drachen los, der sich wütend auf den Pfaffen stürzte — und lief selber davon.

In einer Einöde begegneten dem Recken zwei andere Helden mit Namen Bergsteiger und Strauchfresser. Sie beschlossen beisammen zu bleiben und von der Jagd zu leben. Gesagt, getan. Am ersten Morgen ging der Bärenmensch und der Strauchfresser auf Beute aus; der Bergsteiger aber sollte zu Hause für sie das Mahl bereiten. Als sie, mit reicher Beute beladen, zurückkehrten, war von einem Mahle nichts zu sehen nud ihr Kamerad klagte trübselig, es wäre ein furchtbarer Riese gekommen, der alles verschlungen hätte. Am andern Tage blieb der Strauchfresser zu Hause, dem es nicht besser erging. Am dritten Tage endlich war des Bärenmenschen Reihe. Er schärfte seine Axt, schlug und zerkleinerte Holz und zündete ein Feuer an. Als die Suppe bereitet war, goß er sie in eine Schüssel, stellte diese in einen

Winkel und bedeckte sie mit Holz. Bald kam der Riese und verlangte zu essen. „Das sollst du haben," sagte der Bärenmensch, „hilf mir nur erst noch einiges Holz zerkleinern." „Gern," erwiderte der Riese. Nun hieb der Recke mit seinem Beil in einen mächtigen Balken und trieb einen Keil in die Öffnung. Der Riese wollte ihm helfen und steckte beide Hände neben dem Keil in den Spalt hinein. Da sagte der Bärenmensch: „Halte beide Teile des Balkens nur kräftig auseinander, ich werde den Keil herausschlagen und in einen anderen Balken hauen. Wirst du aber auch Kraft genug haben?" „Fürchte nichts, es wird schon gehen," meinte der Riese. Da schlug der Bärenmensch den Keil heraus, und des Riesen Hände wurden so stark eingeklemmt, daß er sich nicht zu rühren vermochte. Sein Überlister aber ergriff einen Feuerbrand und sengte dem Gefangenen alle Haare vom Haupte ab. Das hielt der Riese nicht aus, sprang heulend auf und lief mitsamt dem Balken davon.

Darauf lebten die drei lange Zeit friedlich und ungestört beisammen in der Einöde. Eines Tages aber kam ein gewaltiger Riese aus Estland herüber, mit Namen der „Rotmacher," der ließ sich in einem Fichtenwalde, ganz in ihrer Nähe nieder und mordete alle Reisenden und Jäger. Gewöhnlich bog er zwei mächtige Fichten gegeneinander und band sein Opfer mit Händen und Füßen an ihrem Wipfel fest; ließ er die Bäume dann los, so ward der Unglückliche in zwei Hälften gerissen.

Auch der Bärenmensch und der Bergsteiger trafen mit diesem Riesen zusammen. Wie der Teufel selbst stürzte der Unhold auf den Bergsteiger los und wollte ihn ergreifen, der aber erkletterte im Nu eine hohe Tanne und setzte sich in deren Wipfel fest. Der Bärenmensch seinerseits faßte die beiden als Mordwerkzeuge dienenden Riesenfichten und brach sie mitten entzwei. Als das der „Rotmacher" sah, ergriff er die Flucht. Sein Gegner aber eilte ihm nach, machte ihn kampfunfähig und hing ihn mit den Füßen nach oben an eine hohe Tanne, damit ihn die Wölfe auffräßen. Von jetzt an wanderte der Bärenmensch allein und verrichtete unzählige Heldentaten.

Einst traf er auf einen Riesenelch, den er bis ins Land der Deutschen (Preußen) hinein verfolgte, wo er ihn auch stellte und erschlug. Dort in der Fremde verliebte er sich in ein schönes Mägdlein und wollte es zum Weibe nehmen. Aber ein Teufel entführte die Schöne und verbarg sie in der „Schicksalshöhle." Das verriet ein

anderer Teufel dem Bärenmenschen, der seine Verlobte sogleich zu retten beschloß. Bevor er aber die Gegend der Höhle erreichte, hatten die Teufel dort Dörfer und Flecken erbaut und die Gestalt gewöhnlicher Menschen angenommen. So wurde der Bärenmensch getäuscht. Er bat die Bewohner, ihn an starken Ketten in die Höhle hinabzulassen und auf ein Zeichen wieder emporzuziehen. Die verkleideten Teufel aber sägten, nachdem er in der Höhle verschwunden war, die Kette durch. So blieb der Recke für immer in der Unterwelt.



Die Hundsköpfe

Es wohnten einmal in irgend einer Waldgegend Hundsköpfe und Menschen nahe beieinander. Die ersteren waren Jäger, die letzteren Ackerbauer. Einst fingen die Hundsköpfe ein junges Mädchen, das aus einer entfernten Gegend stammte und sich im Walde verirrt hatte. Sie brachten es nach Hause und fütterten es lange mit Nußkernen und süßer Milch. Dann und wann steckten sie aber eine Nadel in des Mädchens Oberarm, um zu sehen, ob es schon fett genug sei. Das hervorsickernde Blut aber leckten sie gierig ab, so wie ein Bär Honig zu lecken pflegt. Endlich glaubten sie, daß ihr Opfer zur Genüge aufgemästet sei. Sie freuten sich darob sehr, trugen ihrer Mutter auf, das Mädchen zu braten und begaben sich auf die Jagd. Im Bratofen aber brannte schon seit drei Tagen ein mächtiges Feuer. Weil aber kein schaufelartiges Werkzeug vorhanden war, auf dem sie das Mädchen hätten in den Ofen schieben können, schickte die Alte es in die nächstbelegene Hütte der Menschen nach einer großen Schaufel. Das Mädchen, das nichts Böses ahnte, tat wie ihr geheißen. Aber die Frau, von der es eine Schaufel erbat, durch-

schaute den ganzen Plan und gab dem armen Ding einige gute Ratschläge.

Als nun die Mutter der Hundsköpfe verlangte, das Mädchen solle sich auf die Schaufel legen, tat es das so ungeschickt, daß es unmöglich in die Öffnung des Ofens hineingeschoben werden konnte. Nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen wurde die Alte ungeduldig und begann zu schimpfen und zu fluchen. Da sagte das Mädchen: „Warum zankst du so? Das schadet deiner Gesundheit. Zeig mir lieber, wie man sich regelrecht auf die Schaufel legen muß, und ich werde es dir genau nachmachen."

Das leuchtete der Alten ein; sie legte sich der Länge nach hin, und im Nu hatte das Mädchen sie in den glühenden Ofen geschoben und die eiserne Tür verriegelt. Dann zog sie ihre Pasteln (Sandalen) verkehrt an, so daß die Spitze am Hacken des Fußes saß, und entfloh.

Als die Hundsköpfe heimgekehrt, machten sie sich sofort an den Ofen, zogen den vermeintlichen Mädchenbraten heraus und begannen ihn zu verzehren; aber er wollte ihnen gar nicht recht munden, so daß sie die Reste genau zu betrachten anfingen und dabei einen Edelstein fanden, den ihre Mutter in einem Goldreif am Finger getragen hatte. Nun ging ihnen ein Licht auf — und fluchend und wetternd begaben sie sich auf die Suche nach der Entflohenen. Diese war bis zu einem breiten Flusse gelaufen, den sie nicht überschreiten konnte. Als das Bellen und Heulen der nahenden Hundsköpfe an ihr Ohr schlug, erkletterte sie schnell einen hohen Baum, dessen dichtes Laub sie ganz einhüllte. Die Hundsköpfe blieben unschlüssig am Ufer stehen und wußten nicht, was sie weiter beginnen sollten. Da sahen sie plötzlich der Gesuchten Bild im Wasser. Ein Windhauch hatte die Blätter etwas auseinander geweht, so daß des Mädchens Gesicht hervorschaute und sich im Flusse abspiegelte.

In blinder Wut begannen die Verfolger nun das Wasser aufzulecken; sie leckten und leckten — bis sie platzten. Das Mädchen aber war nun für immer vor ihnen sicher.



Dumm-Liese

Es war einmal ein Bauer, der ein schönes, aber sehr dummes Weib hatte. Als er einst von Hause abwesend war, kam ein Wanderer vorüber und bat um Mittagbrot. Die Frau setzte ihm Kohlsuppe vor und klagte dabei, daß der Kohl nicht gut sei. Sie meinte damit die Kohlpflanzen, der Wandersmann aber glaubte sie rede von der Suppe und sagte: „Ihr müßt tüchtig Schweinefett dazu tun!“ Als er fortgegangen war, lief die Bäuerin zur Kleete, holte eine große Speckseite, zerschnitt sie in kleine Stückchen und belegte damit die Kohlpflanzen im Gemüsegarten, hoffend, der Kohl werde sich nun besser entfalten. Als der Hofhund des Nachbars den Speck witterte, kam er flugs herüber und begann die Stücke von den Pflanzen abzufressen. Darob ergrimmte die Bäuerin, fing den Hund, schleppte ihn in die Kleete, band das sich sträubende Tier an den Spund einer gefüllten Biertonne und schlug unbarmherzig darauf los. Der Hund riß natürlich wie toll am Strick, bis der Spund herausfuhr — und weg waren Hund, Strick und Spund.

Was nun machen? Dumm-Liese eilte dem Hunde nach und entriß ihm mit vieler Mühe den Spund. Als sie in die Kleete zurückkehrte, war alles Bier ausgelaufen und der Fußboden ganz naß geworden. Da fiel ihr ein, daß noch ein Maß feinen Weizenmehls im Kasten sei; sie nahm das Mehl und streute es über den Fußboden aus, um ihn auf diese Weise trocken zu machen. Als der Bauer nach Hause kam, waren Speckseiten, Bier und Weizenmehl zum Teufel gegangen.

Dafür aber half ihm seines Weibes Dummheit ein andermal aus der Klemme. Es begab sich nämlich, daß der Bauer auf dem herrschaftlichen Felde einen Schatz fand. Trotzdem er seiner Frau aufs strengste Verschwiegenheit gebot, plauderte sie es doch aus, so daß auch bald der Gutsherr davon erfuhr. Er ließ den Mann kommen und verlangte, er solle den Schatz ihm überliefern. Der Bauer erwiderte, er wisse von keinem Schatz etwas. „Lüg nicht," rief der Gutsherr, „dein Weib selbst hats unter die Leute gebracht! Komm morgen wieder und bring deine Frau mit!"

Der Bauer ging trübselig von dannen und zerbrach sich den Kopf darüber, wie er sich am besten aus der Klemme helfen könnte. Zu Hause sprach er zu Dumm-Liese: „Ein großer Krieg ist im Lande, die Feinde werden noch heute in unsere Gegend kommen, da ists am besten, wenn wir uns verbergen. Ich will in den Wald fliehen, du aber versteck dich in der großen Grube hinter dem Hause. Sobald die Feinde wieder fortgezogen sind, werde ich dich holen kommen." Gesagt, getan. Dumm-Liese stieg in die Grube hinab; der Bauer bedeckte sie mit einem Kuhfell und streute tüchtig Gerste darauf. Nun kamen von allen Seiten Hühner, Gänse, Enten zusammen, um die Gerste zu verzehren. Sie scharrten und trampelten auf dem Kuhfell herum, und riefen einander mit lautem Ga-Ga.

„Ach, welch entsetzlicher Krieg da oben geführt wird," dachte Dumm-Liese," wie gut, daß ich hier untergekrochen bin!"

Am Abend spät kam der Bauer und goß warmes Spülwasser auf das Fell, gerade dorthin, wo mehrere Löcher waren. Als Dumm-Liese das Wasser auf den Kopf rann, dachte sie: „Gott sei Dank, daß es endlich regnet! Das Wetter war lange schon trocken genug!"

Am andern Morgen kam der Bauer wieder, nahm das Kuhfell von der Grube und holte sein Weib heraus. „Der Krieg ist vorüber, mein Täubchen; laß uns jetzt auf den Gutshof gehen; ich habe dort Geschäfte."

Sie waren noch nicht weit gegangen, als aus einer Scheuer das Geblök eines Hammels gar kläglich hervordrang.

„Lieber Mann, wer stöhnt und jammert da so?" fragte Dumm-Liese.

„Ach, laß uns schnell vorübergehen," erwiderte der Bauer, „dort prügeln die Teufel unsern Gutsherrn!"

Nach längerem Wandern erreichten sie den Hof und wurden vor den Herrn geführt. Der sprach zu Dumm-Liese: „Hat dein Mann

einen Schatz gefunden?" „Allerdings, gnädiger Herr," erwiderte sie. „Wann hat er ihn gefunden?" fragte der Gutsherr weiter. „Nicht lange vor Ausbruch des großen Ga-Ga-Krieges," gab Liese zur Anwort. „Schwatz doch keinen Unsinn," rief lachend der Herr, „wann soll denn solch ein Krieg gewesen sein?"

„Zur Zeit als der warme Regen fiel," sagte das Weib.

„Der warme Regen? Es ist ja schon seit sechs Wochen kein Tropfen vom Himmel gekommen."

„Vielleicht weiß der gnädige Herr darum von dem warmen Regen nichts, weil ihn gerade die Teufel in der Scheuer prügelten," meinte Dumm-Liese.

Da geriet der Gutsherr in großen Zorn und jagte Mann und Weib zum Hause hinaus. So behielt der Bauer den Schatz.



Der Königssohn als Meisterdieb

Ein König hatte mit der Königin schon lange Jahre Gott gebeten, daß er ihnen einen Sohn schenken möge, aber immer umsonst.

Da träumte in einer Nacht der König und die Königin, daß ihnen Gott einen Sohn geben werde, das werde aber ein großer Dieb sein.

Nach einiger Zeit wurde ihnen ein Sohn geschenkt. Als er aber geboren wurde, rief eine Stimme durchs Fenster: „Aus dem Kinde, das jetzt geboren wird, wird einst ein großer Dieb werden."

Darüber waren die Eltern wohl betrübt, aber dann dachten sie: „Wir müssen den Sinn unseres Kindes auf das Gute lenken, dann werden wir es vor bösen Taten bewahren."

Als der Sohn herangewachsen war, ritt er eines Tages auf die Jagd, aber im Walde verlor er die andern, legte sich zur Ruhe und schlief ein. Als er nach einiger Zeit erwachte, sah er, daß sein Pferd sich losgerissen hatte und fortgelaufen war. Nun wollte er sich zu Fuß aus dem Walde herausfinden, aber je mehr er ging, um so mehr verirrte er sich. Schon brach die Dunkelheit ein, da begegnete er einem alten Mann, der fragte ihn, wer er wäre.

„Ich bin ein Dieb," antwortete der Königssohn im Scherz.

„Ich bin auch ein Dieb," sagte der Mann, „komm mit mir, wollen wir zu den Bauersleuten stehlen gehen! Hier am Waldesrand sind etliche Gehöfte."

„Zu den Bauersleuten? Unsinn! Wollen wir lieber zum Schloß des Nachbarkönigs gehen, da werden wir reichere Beute machen!"

„Wo denkst du hin, mein Sohn, das geht ja nicht! Da kommen wir nicht hinein. Um das Schloß führt eine hohe Mauer herum, und außerdem hat der König dort vier böse Bluthunde."

„Was will das sagen! Du sollst sehen, wie wir zum Ziel kommen — wollen wir nun gehen?"

„Meinetwegen, wollen wir gehen, aber noch ist es zu hell; bis die Nacht hereinbricht, wollen wir ein Schläfchen machen!" Gut, sie legten sich schlafen. Der Alte fing alsbald an zu schnarchen, aber der Königssohn fand keinen Schlaf, er streifte unterdessen durch den Wald. Er ging und ging, da stieß er auf eine Grube, tief wie ein Keller, und da stieg er hinein. Er besah sich die Gegend, da lagen allerlei alte Waffen. Zuletzt nahm er sich einen alten Säbel zum Andenken und stieg wieder hinaus. Aber wie er hinaussprang, stieß der Säbel an einen großen Stein, und — o Wunder! — der Stein barst sofort mitten entzwei. Da dachte er: „Jetzt habe ich einmal eine treffliche Waffe!" und weckte den Alten, denn inzwischen war auch die Nacht eingebrochen.

Der Alte erhob sich, führte den Königssohn in seine Hütte und drang in seine Alte, ihnen zu essen zu geben, damit sie an die Arbeit gehen könnten. Als sie eine Weile gegessen hatten, schnitt der Königssohn vier Stücke Brot ab, tat in ein jedes starkes Gift und steckte die Stücke zu sich. Dann gingen sie zum Schlosse und warfen die Stücke über die Mauer — den Bluthunden vor. Die Hunde verschlangen sie sogleich und waren auf der Stelle tot. Dann schnitt er mit dem gefundenen Schwert ein Loch in die Mauer, sie stiegen alle beide in den Hof und von dort in den Keller, wo dem Könige kostbare Speisen und Getränke aufbewahrt wurden. Sie aßen und tranken, füllten sich auch die Taschen mit den guten Sachen und gingen zurück. Aber das ist noch gar nichts. Der Königssohn band die vergifteten Hunde mit den Schwänzen zusammen und hing sie quer über das Treppengeländer, damit man sie sehe.

Am Morgen erblickte es der König, besah es und sagte: „Meiner Treu! Was für durchtriebene Diebe sind heute Nacht hier gewesen!" Aber er dachte: „Wer in einer Nacht gekommen ist, wird in der anderen Nacht wiederkommen! Wartet nur meine Herrchen, ich will euch schon kriegen!"

Und nun ließ er innerhalb der Mauer rundum einen breiten Graben ziehen und mit Pech füllen.

Mitternacht naht, — richtig die Diebe sind wieder da! Aber der Königssohn sagte: „Alter, kriech du voran, gestern tat ich es!“

Nun kletterte der Alte geschwind durch das Mauerloch in den Hof, aber er hatte noch nicht bis fünf zählen können, so war er schon bis zum Hals in das Pech eingesunken.

Der Königssohn sieht: befreien kann er den Alten nicht mehr; er schneidet ihm also mit dem scharfen Säbel den Kopf ab, trägt diesen in die Hütte und scharrt ihn ein. Die Alte jammert und klagt um ihren Mann, aber jener sagt: „Klag nicht, Mutter, das ist nun einmal der Lohn des Diebes, und glaubst du etwa, daß ich nicht für dich und die Kinder zu sorgen vermag? Sei nur ruhig, ich werde dich nicht im Stich lassen.“ Und am Morgen läßt er die Alte einen großen Kessel mit Brei kochen.

Unterdessen läßt der König — er hatte den Geköpften im Pech gefunden — den Toten auf einen Wagen legen und überall herumführen, daß man ihn sehe. Wer um ihn klagt, der muß zu ihm gehören, und dann hat man die Diebe in der Hand. Gut, sie führen die Leiche hierhin und dorthin und kommen zuletzt auch an jener Hütte vorbei. Die Kinder erblicken den Rock ihres Vaters und fangen an zu schreien. Aber der Königssohn goß den Kindern ein paar Kochlöffel von dem heißen Brei auf die nackten Füße, und als nun die Leichenführer ins Haus treten: Das wird der Ort sein, wir haben sie! — Keine Spur, die heulen nicht nach dem Toten, die heulen wegen ihrer verbrühten Füße.

Und so gelang es dem König nicht, den Verbleib des pfiffigen Diebes zu entdecken.

Aber nun ersinnt er sich einen anderen Plan: Er wird einen Bock in Gold und Silber kleiden, einige Werst außerhalb der Stadt anbinden und von drei Offizieren heimlich bei Tag und Nacht bewachen lassen. Wer nun kommen werde, den kostbaren Bock zu stehlen, der werde der pfiffige Dieb, der Gefährte des ertrunkenen Diebes sein.

Aber der Königssohn ließ sich von drei Schneidern drei Predigerröcke nähen, schirrte die Pferde an, jagte mit ihnen über Weg und Steg, bis sie ganz steif geworden waren, und dann fuhr er zu den Offizieren, die den Bock bewachten: sie möchten ihm erlauben, sich zu erwärmen und die ermüdeten Pferde verschnaufen zu lassen und zu füttern. (Die Offiziere hatten sich nämlich ein Feuer angezündet, da

es ein regnerischer und trüber Tag war.) Die Offiziere sagten: „Herzlich gern, Hochehrwürden, Herr Pastor!“ und boten dem Herrn Pastor auch von ihrem Abendessen an. Sie aßen und aßen, und zuletzt machten sie auch einen Trunk. Aber während sie tranken, goß jener insgeheim einen Schlummertrunk in den Wein, trank jedoch selbst nicht aus dem Gefäß. Die Offiziere tranken von dem Schlummertrunk und versanken in einen tiefen Schlaf. Nun zog der Königssohn jedem der Schläfer einen Predigerrock an, nahm den Bock und fuhr leise, leise davon.

Am Morgen erwachte ein Offizier zuerst und sieht, ein Pastor schläft neben ihm, und so grüßt er sofort: „Guten Morgen, Hochehrwürden, Herr Pastor!“ Der andere guckt: „Aha, der Pastor ist schon aufgestanden!“ Er begrüßt ihn und der erwidert ebenso: „Guten Morgen, guten Morgen, Hochehrwürden, Herr Pastor!“ Der dritte schaut sich um: Das ist nicht möglich, zwei Pastoren? Er selbst ist auch noch Pastor, und wer weiß, ob bei diesem Spaß der bewachte Bock auch noch da ist.

Er geht nachsehen: Keine Spur, sogar der Strick ist fort. Nichts zu machen, was gestohlen ist, ist gestohlen.

Aber nun tüftelte der König noch einen dritten Plan aus, den pfiffigen Dieb zu fangen. Er hatte zwei Söhne im Knabenalter, die verkleidete er als Bettler und schickte sie allenthalben herum, um zu sehen, ob nicht irgendwo Bockfleisch gekocht würde. Die Jungen gehen hierhin und dorthin, und so kommen sie auch in jene Hütte und sehen, wie die Alte eben etwas kocht. Sofort bitten sie: „Ach Mütterchen, gebt uns Armen auch ein Löffelchen zu essen!“

Die Alte erwiderte: „Hier, eßt nur, eßt von der Suppe, sie ist fertig, aber das Bockfleisch ist noch hart, das muß noch kochen, das Vieh, es war so ein alter Bock, daß man ihn gar nicht weich kochen kann.“ Die Knaben aßen ein wenig und machten sich dann gleich davon, aber im Fortgehen schrieben die Schelme an den Türsturz: „Hier wird ein Bock gekocht,“ und damit eilten sie zum König, er solle nur mit Leuten kommen, der Bockdieb sei gefunden.

Aber der Königssohn, der drinnen schlief, hatte gehört, wie sich die Alte mit den Bettlern unterhielt, und wie sie ihnen zu essen gab. Er denkt: „Was zum Teufel, waren das für Bettler?“ und geht hinaus. Wie er hinausgeht, sieht er auf dem Türsturz stehen: „Hier wird ein Bock gekocht.“

Aha, er begreift sofort und macht sich in der Abenddämmerung sogleich zur Stadt auf und schreibt, wo er es unbemerkt konnte, überall hin: „Hier wird ein Bock gegessen, hier wird ein Bock gekocht."

Des Morgens kommt der König mit Leuten, um den Dieb zu greifen. Was sieht er? überall werden Böcke gegessen, wen soll man nun fassen?

Jetzt aber dachte er sich aus, ein großes Gelage zu veranstalten und alle Welt zusammenzuladen. Auf dem Gelage würde man dann die Diele mit Goldstücken bestreuen, und der Dieb werde sich dann nicht enthalten können, das Geld zu nehmen, er würde sich danach bücken. Gut, es kam eine Menge Menschen zusammen, aber der Königssohn hatte seine Stiefelsohlen mit Pech bestrichen, und nun trat er geflissentlich auf das Gold, damit es anklebe, am liebsten alles. Von Zeit zu Zeit lief er hinter das Haus, um die angeklebten Goldstücke abzulösen und in die Tasche zu stecken oder anderswo in Sicherheit zu bringen. Es war noch nicht einmal ganz Mitternacht, da sieht der König: schon ist fast alles Gold aufgelesen, und doch hat sich niemand gebückt, wo war es geblieben?

Nichts zu machen, er schickte alle seine Gäste schlafen, gleich dort auf der Diele, wie das schon auf einem Trinkgelage zu gehn pflegt, wo sollte er denn sonst für alle Raum finden? Sie schliefen und schliefen, aber der König machte, als alle schnarchten, Feuer an und sah sich seine Gäste näher an, ob nicht einer lange Finger gemacht habe. Da, wie er die erste Reihe abgegangen ist, findet er, daß jener Pech an den Sohlen hat und daß auch noch ein Goldstück daran klebt — das hatte der Mann abzulösen vergessen, es war am Stiefel kleben geblieben. Was nun? Ganz leise schneidet er ihm die Pechsohle ab, weiter gar nichts: des Morgens, wenn alle aufstehen würden, würde es dem sohlenlosen Stiefelträger schlimm gehen.

Aber weit gefehlt! Der Königssohn war nicht eingeschlafen, keine Spur, er tat nur so, als wäre er eingeschlafen. Und sobald der König sich entfernt hat, steht er auf und schneidet allen die Halbsohlen herunter. Einen stattlichen Haufen häufte er dort auf. Des Morgens schaut sich der König um: Da hört denn doch alles auf, er darf kein Wort sagen, fast scheint es ja, als habe er allen das Schuhwerk verdorben. Aber nun sagte er zu seiner Prinzessin: „In der nächsten Nacht läßt du deine Schlafkammer halb offen. Deine Stube funkelt von Gold und Silber, und der Dieb wird gewiß versuchen, dein Gold und Silber

zu erlangen. Aber hinter der Tür ist ein Keller, den lassen wir offen, damit, wer dein Zimmer betritt, Hals über Kopf in den tiefen Keller hinunterstürzt, und dann fangen wir ihn.

Gut, in der folgenden Nacht schnarchen die Gäste, daß es nur so kracht, aber der Königssohn kann nicht einschlafen: er sieht, wie die Stube der Königstochter offen steht, da schimmert so viel Gold und Silber, ihm jucken die Finger, er muß auf Beute ausgehen. Und wie er nun den ersten Schritt ins Zimmer tut, stürzt er in die Tiefe, daß es ihm ganz heiß wurde. Wohl sucht er herauszukommen, aber wie willst du das machen? Der Keller ist tief; was tut er? er fängt an aus Leibeskräften zu schreien: „Kommt zu Hilfe, zu Hilfe, ihr Leute, das Zimmer der Königstochter brennt!"

Die Gäste, vom Geschrei geweckt, laufen dann auch, noch halb im Schlaf, zu retten, was noch zu retten ist. Aber jeder, der kommt, pardauz, in die Tiefe, und immer wieder pardauz, hinunter.

Am Morgen kommt der König, den Dieb zu sehen. Was findet er? Der Keller ist voll mit Dieben, da hast du es jetzt! Aber nun sagte der König: „Ein so kluger Dieb verdient wahrhaftig königliche Ehren. Er komme her, ich mache ihn zu meinem Schwiegersohn!" Nun gab sich der Königssohn zu erkennen, erzählte alles, und dann nahm er die Königstochter zur Frau.



Wie sich die Krügersfrau drei Freier vom Halse schaffte

Ein junger Krüger nahm sich eine schöne Frau. Aber bald nach der Hochzeit starb der Krüger und die junge Frau blieb als Witwe zurück. Nach einiger Zeit stellten sich bei der schönen Krügerin drei Freier auf einmal ein, die Söhne des benachbarten Bauers, aber die junge Witwe erklärte ihnen, daß sie nicht zum zweitenmal heiraten wolle, sie möchten nur wieder nach Hause gehen. Aber jene wollten und wollten nicht locker lassen, sie hängten sich an sie wie die Kletten, und der eine redete ihr zu: „Komm zu mir!" und der andere drängte: „Komm zu mir!"

„Was fange ich mit solchen Quälgeistern an?" überlegte die Krügersfrau. Zuletzt kam ihr der Einfall: „Ich muß machen, daß sie sich alle drei in die Haare geraten, dann werde ich Ruhe bekommen."

Gut. Am folgenden Tage kam schon wieder der eine — es war der schwächlichste von den dreien — und leierte sein altes Lied: Was nun sein werde, ob sie zu ihm kommen werde oder nicht.

„Ja, mit Vergnügen," antwortete die Krügersfrau, „aber nur unter der Bedingung, daß du soviel Mut hast, in der nächsten Nacht in einem Sarg auf dem Kirchhof den Toten zu spielen. Komm deshalb am Abend um sieben zu mir, daß ich dich als Toten verkleide."

Gut. Er geht einstweilen heim. Kaum war er fort, da kam der zweite Bräutigam — der mittelstarke: Was nun sein werde, ob sie zu ihm kommen werde oder nicht.

„Ja, mit Vergnügen," erwiderte die Krügersfrau, „aber nur unter der Bedingung, daß du soviel Mut hast, in der nächsten Nacht auf dem Kirchhof einen Toten zu bewachen, daß ihn der Teufel nicht in seine Klauen bekommt. Komm heute Abend um acht, so will ich dich als Engel verkleiden, und dann geh ans Werk."

Gut. Der geht auch einstweilen nach Hause. Kaum war er fort, da kam der dritte Freier, der stärkste: Was nun sein werde, ob sie zu ihm kommen wolle oder nicht.

„Ja, mit Vergnügen," erwiderte die Krügersfrau, „aber nur unter der Bedingung, daß du soviel Mut hast, in der nächsten Nacht auf dem Kirchhof einem Engel einen Toten fortzunehmen. Komm heute Abend um neun, so will ich dich als Teufel verkleiden, und dann geh ans Werk."

Gut. Der Abend kam und um sieben Uhr war der schwächste da. Sie verkleidete ihn als Toten und schickte ihn auf den Kirchhof, daß er sich dort hinlege. Er lag also und lag; da erscheint nach einiger Zeit an seinem Sarge ein Engel. Er denkt bei sich: „Das ist ja gut, wenn mich der Engel bewacht, so kann ich ruhig schlafen."

Doch nach einer geraumen Zeit — jetzt wird es ungemütlich — kommt ein schwarzer Teufel und versucht, ihn aus dem Sarge zu reißen. Aber da stürzt sich der Engel auf den Schwarzen, und die beiden geraten in einen hitzigen Kampf miteinander. Allmählich gewann der Schwarze — das war der stärkste von den Freiern — die Oberhand über den Weißen. Da bekam der Schläfer im Sarge Angst: „Jetzt geht es mir schlecht, ich muß zu entwischen versuchen. Denn wenn erst der Teufel jenen überwältigt hat, wird er wahrhaftig mich in die Hölle schleppen."

Er reißt also aus. Keuchend und schnaufend kommt er im Kruge an. Aber die Krügersfrau sagt: „Dich nehme ich nicht, du hast ja nicht einmal Mut, in einem Sarge zu liegen, sondern machst dich gleich aus dem Staube nach Hause.

Nach einer kleinen Weile erschienen auch der Weiße und der Schwarze, noch immer raufend, im Kruge. Aber die Krügersfrau erklärte: „Zu euch gehe ich nicht mehr, denn du hast den Toten nicht behütet, und du hast ihm den Toten nicht abjagen können."

Während die Krügerin so sprach, betrachteten die beiden einander genauer und erkannten sich. Und nun schämte sich jeder so sehr vor dem andern, daß sie, ohne ein Wort zu verlieren, alle drei jeder seines Weges heim gingen und sich nicht mehr bei der Krügersfrau sehen ließen.

Das gesäte Salz

Zur Ritterzeit ging den Litauern das Salz aus. Sie führten damals mit Livland und Kurland Krieg, deshalb durften sie sich nicht in Riga zeigen, um neues Salz zu kaufen. Was nun? Sie rieten hin, sie rieten her, zuletzt beschlossen sie, künftig selbst Salz zu ziehen. Aber woher die Saat nehmen? Kommt Zeit, kommt Rat. Russische Fuhrleute, die von der Not der Litauer hörten, waren schnell mit vollen Säcken zur Hand. Nun versorgten sie sich und säten Salz.

Im nächsten Frühjahr, als die Felder schon grünten, hielt es die Säer nicht länger, sie wollten um jeden Preis erfahren, ob ihr Salz gut aufgegangen sei, und ob sie eine gute Ernte zu erwarten hätten. Schließlich — was kann man da wissen? — beschlossen sie, der Schulze solle gehen und das Salzfeld prüfen.

Gut, er ging. Aber um die jungen Pflanzen zu schonen, mochte er nicht zu Fuß durch die Saat gehen, er befahl daher, daß zwei Vorsitzer und zwei Obmänner ihn auf einer Tragbahre über das Feld tragen sollten. Gut, sie machten sich mit dem Schulzen auf den Weg. Aber dann besannen sich alle vier: ihnen tue die Saat auch leid, sie wollten daher lieber ihre Stiefel ausziehen.

Sie entledigten sich also ihrer Stiefel und setzten sich barfuß mit ihrer Last in Bewegung, denn die Litauer trugen keine Strümpfe. Aber je weiter sie gingen, um so mehr juckten und brannten ihnen die Füße und Schienbeine; das waren die Nesseln, die sie stachen, aber sie waren fest überzeugt davon, daß das die junge Salzsaat sei. Auf die Dauer konnten sie es jedoch nicht ertragen, rieben und kratzten von Zeit zu Zeit ihre Beine und warfen zuletzt den Schulzen mitsamt der Bahre in die Nesseln, während sie selbst nach Hause rannten. Dort zeigten sie ihre geschwollenen Beine und riefen einmal übers andere: „Das Salz wird scharf, furchtbar scharf, schon jetzt brennt es gehörig.“

* * *

Man erzählt auch, daß die Litauer einmal an einem Flachsfeld vorbeigekommen seien und beim Anblick des wogenden Flachses gemeint hätten, das sei das große, tiefe Meer. Sie hätten sich deshalb entkleidet, bäuchlings hineingestürzt und zu schwimmen angefangen. Als sie so eine Weile geschwommen wären, habe einer gerufen: „Leutchen, wir müssen doch nachzählen, ob sich einer verspätet hat und am Ufer

geblieben ist.“ Da hätten sie zu zählen angefangen: „Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht und ich — da fehlt einer, der muß am Ufer geblieben sein.“ — „Laß mich zählen,“ sagte ein anderer, kam aber zu demselben Ergebnis. Jetzt waren sie in Nöten. Da kam zum Glück ein Fuhrmann vorbei, der belehrte sie, wie man genau wissen könne, ob sie vollzählig seien oder nicht. Er sagte: „Werft euch auf die Erde und drückt eure Nasen in den Sand, dann werdet ihr gleich sehen: wieviel Löcher, soviel Nasen, wieviel Nasen, soviel Männer.“ Das taten sie und waren glücklich, daß sie noch alle neun beisammen waren.



Unser Dux ist vom Teufel besessen

Es waren einmal zwei Diebe, Peter und Michel. Eines Nachts gingen sie wieder auf Beute aus und machten miteinander ab: „Beim Stehlen wollen wir uns nicht bei unseren wirklichen Namen rufen, denn dann könnte man uns leichter abfassen, wir wollen uns lieber Dux nnd Pix nennen."

Gut. Mittlerweile waren sie an einen Bauernhof gelangt, und während Dux sofort in den Schafstall einbrach, machte sich Pix im Garten über die Kartoffeln her.

Während sie bei ihrer Arbeit waren, trat der alte Bauer vor die Tür und rief nach seinem Hunde: „Dux, Dux!" Der Dieb im Stall dachte, sein Freund Pix rufe ihn und antwortete: „Sprich nicht so laut, man könnte es hören." Als der alte Bauer das vernahm, schloß er die Tür und rief eiligst seinem Sohne zu: „Söhnchen, weißt du was, unser Dux ist vom Teufel besessen, ich lockte ihn soeben, da antwortete er mir: „Sprich nicht so laut, man könnte es hören." Der Sohn dachte: „Was ist das für ein Unsinn?" ging auch hinaus und lockte den Hund: „Dux, Dux!" Und wirklich antwortete es wieder: „Ruf nicht so laut, man könnte es hören!" Da sagte der Sohn: „Ja, Dux ist wirklich vom Teufel besessen, ich will selbst zu Görg Punturs gehen, der versteht zu besprechen."

Gut. Er ging denn auch wirklich mitten in der Nacht zu Görg Punturs. Aber unglücklicherweise war er im Walde gewesen und hatte sich mit der Axt sein Bein verletzt, — er konnte nicht kommen

und den Teufel bannen, der in Dux gefahren war. Hinziehen läßt sich aber solch eine Sache auch nicht; nichts zu machen, der Sohn nahm Görg Punturs auf den Rücken und schleppte ihn zu Dux. Wie er ihn so durch den Garten schleppt, sieht ihn Pix im Dunkeln und denkt: „Aha, mein Kumpan bringt schon ein Lamm!" und fragt: „Hast du schon bekommen?" Der Bauer antwortet: „Ja!" denn er meinte, es sei der Vater. Pix aber sagte: „Das ist gut, wirf nur hin, ich habe ein Messer, wollen wir ihm gleich den Garaus machen!"

Als Görg Punturs hörte, daß es ihm, dem Lahmen, ans Leben gehen solle, sprang er sofort zur Erde und kroch auf allen Vieren nach Hause zurück.

Aber Dux und Pix stahlen gemächlich Kartoffeln und Schafe.

Der Freier

Eine Mutter hatte einen einzigen Sohn, einen schmucken Burschen, nur war er leider recht einfältig. Doch erwachsen war er; was blieb da anders übrig — die Mutter wird ihn mahnen, auf die Freite zu fahren.

Ja, der Sohn ist sofort einverstanden und tritt seine Fahrt an. Er wird mit gekochten Hühnereiern bewirtet. Schön. Der Junge hat solche Leckerbissen schon lange nicht gekostet und schlingt ein Ei nach dem andern hinunter, immer eins auf einen Bissen, wie ein rechter Nimmersatt.

Heimgekehrt, fragt ihn die Mutter aus: „Söhnchen, womit hat man dich dort bewirtet?" — „Mit guten, guten Dingen: es gab Eier die Hülle und Fülle." — „Nun, da hast du dich wohl gründlich satt gegessen?" — „Satt gegessen! Was ist da viel zu essen? Es ging immer so: ein Ei, ein Bissen, ein Ei, ein Bissen." — „Aber Söhnchen, wie kann man nur als Gast so gierig essen! Du hättest doch jedes Ei in drei, vier Stückchen schneiden sollen, so schickt es sich." — Dabei blieb es für diesmal.

Es währte nicht lange, da ging der Sohn abermals auf die Suche nach einer Braut. Es kam Essenszeit, diesmal werden trockene Erbsen aufgetischt. Gut. Nun erinnerte sich aber der Sohn genau, was die Mutter ihm damals gesagt hatte: „Als Gast muß man langsam essen, jedes in drei vier Stückchen schneiden." Er zog also ohne weiteres sein Messer aus der Tasche und schnitt jede Erbse einmal so

durch und dann wieder so. Die Leute wunderten sich, was das für ein Kerl sei, daß er nicht einmal Erbsen zu essen verstehe. Aber dem Sohn ist das einerlei, er stochert und stochert, und dann wendet er, hungrig oder satt, sein Pferd und fährt wieder heim.

Zu Hause fragt die Mutter ihn sogleich: „Nun Söhnchen, womit hat man dich denn heute bewirtet?" — „Trockene Erbsen gab es, aber Gott soll mich bewahren, bei dem Essen kann man hungrig bleiben. Denn was das Zeit nimmt, bis man die kleinen Dinger nur zerschnitten hat! Wann soll man da zum Essen kommen?"

„Aber Söhnchen, was du einfältig bist! Zerschneidest als Gast die Erbsen mit dem Messer! Die schüttet man sich doch handvollweise in den Mund." Damit war es für diesmal genug.

Es währte nicht lange, da fuhr der Sohn zum drittenmal auf die Freite. Es kommt die Essenszeit, diesmal setzt man ihm einen Topf mit dicker Grütze vor. Aha, der Sohn erinnert sich, was die Mutter gesagt hat: „Wenn man Gast ist, soll man aus der Hand in den Mund essen." Gut. Er packt sich also die Hand voll dicker Grütze und wirft sie in den Mund wie ein Maurer den Lehm. Aber der Brautvater fackelt nicht lange, er raunt ihm zu, er solle lieber fortfahren und zu Hause dicke Grütze essen, hier solle er sich nicht mehr sehen lassen. Gut. Der Sohn fährt auch gehorsam heim. Wie er angekommen ist, fragt ihn die Mutter: „Wie kommts, daß du so schnell wieder da bist?" — „Wie lange kann man denn dicke Grütze essen? Man schmeißt ein, zwei, drei Handvoll ein, dann ist man doch satt." — „Söhnchen, Söhnchen," jammerte die Mutter, „du ißt dicke Grütze mit der Hand und rührst den Löffel nicht an! So wirst du dein Lebtag keine Frau bekommen!"

Die Mutter behielt Recht. Der Sohn bekam wirklich keine Frau, sein ganzes Leben lang hockte er einsam und verlassen hinter dem Ofen.



Die drei Töchter

Eine Mutter hatte drei Töchter, die waren zwar bildschön, aber alle drei lispelten. Indes die Mutter, die ihre Töchter mit aller Gewalt an den Mann bringen wollte, sprengte das Gerücht aus, daß ihre Töchter mehr sängen als sprachen, das sei eine Besonderheit ihrer Stimme.

Nun kamen eines Tages wirklich Freier angeritten. Die Mutter kriegt einen gewaltigen Schreck und schiebt ihre Töchter in der Eile hinter den Ofen, wobei sie ihnen einschärft: „Daß ihr mir kein Wörtchen sprecht, sonst merken die Freier, daß ihr lispelt, ich werde für euch sprechen."

Gut, aber in diesem selben Augenblick treten die Freier schon in die Stube und fragen: „Wo sind denn die Mädchen? Schon längst haben wir deine Töchter rühmen gehört, jetzt sind wir hergeritten, um sie in Augenschein zu nehmen."

„Ja, ja, meine Söhnchen, ja, ja! Setzt euch nur, setzt euch! Meine Töchter sind blöde, von jeher sind sie blöde, wir wollen schon allein . . . . . . ich will euch dicke Grütze kochen, euch bewirten, setzt euch doch nur!" Bald dampfte auch schon die Grütze auf dem Tisch. Während aber die Mutter nach Zukost hinausläuft, springt der graue Kater vom Ofen herab, macht einen Schritt und noch einen: jetzt hört der Spaß auf, gleich springt er auf den Tisch, um von der Grütze zu naschen. Das ging der ältesten Tochter hinter dem Ofen denn doch gegen den Strich. „Tis, tis, fort von der Sritze!" ruft sie dem Kater zu. Aber die zweite Schwester bekommt einen Schreck: „Mutter saht, du sollst nit pechen, du pichst doch!" Die jüngste wieder prahlt: „Ich war klüger, ich habe nicht sepochen." Da hörten die Freier die berühmte Singstimme der Mädchen, und noch war die Mutter nicht zurück, da war von den drei Freiern keiner mehr zu sehen.

Wie der Jude ein Füllen ausbrütete

Ein Jude sah auf dem Markt bei einem Bauern einen Kürbis und fragte, was man mit solchen Eiern mache.

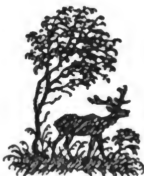
„Was man damit macht? Man brütet daraus ein Füllen. Man legt das Ei in einen Topf, setzt sich darauf, und nach einem Monat schlüpft ein Füllen aus."

Da fragte der Jude gleich: „Was kostets, was kostets?" „Einen ganzen Rubel." — Gut. Er bezahlte seinen Rubel, eilte nach Hause und machte sich ans Brüten.

Als er eine Weile gebrütet hatte, fing der Kürbis zu faulen an. Was war da zu tun? Er brachte ihn in den Wald und warf ihn mitsamt dem Bruttopf in einen Busch.

Aber aus dem Busch sprang ein Hase auf und machte sich eiligst davon. Da fiel dem Juden ein: „Das war ja eben das Füllen," und er rief: „Prr, mein Füllchen, prr!"

Aber schrei soviel du willst, das Füllen sah sich nicht einmal nach ihm um.





Unrecht Gut gedeiht nicht

Ein Bauer fuhr mit seinem Flachsfuder zur Stadt. Der Weg führte ihn über einen See und wie er so dahinfuhr, sprach er zu sich: „Teufel auch, da muß ich ein schönes Stück Geld für den Flachs lösen."

Im selben Augenblick sah er einen schwarzen Mann neben seinem Schlitten einherschreiten, der sprach zu ihm: „Nimm mich auf deinen Schlitten! Der Schnee ist tief und ich kann zu Fuß nicht weiter."

„Ich mag niemand mehr aufnehmen!" sprach der Bauer. „Mein Fuder ist schwer und das Pferd müde!"

„Das schadet nichts!" sagte der fremde Mann und sprang geschwind auf das Fuder.

Da wurde es aber auf einmal so schwer, daß das Pferd kaum vorwärts kam.

Mit großer Anstrengung erreichten sie doch endlich die Stadt. Der Bauer ging zu einem Kaufmann, schloß den Handel gleich ab und erhielt einen guten Preis für seinen Flachs.

Als aber der Flachs auf die Wage geworfen wurde, bemerkte der Bauer, wie der fremde Mann glatt und gewandt unter den Flachs auf der Wage glitt und sich da versteckte.

Jetzt wog der Flachs um vieles mehr und der Bauer erhielt dafür einen hübschen Sack Geld.

„Komm, jetzt gehen wir ins Wirtshaus und trinken tüchtig auf den Kauf!" sprach der fremde Mann. „Es ist dir so gut geglückt,

daß du mehrere Tage zechen kannst und bringst doch einen großen Vorteil nach Hause."

„Meinetwegen," sprach der Bauer, „gehen wir!"

Im Wirtshaus tranken und lärmten sie wacker drauf los, bis der Bauer schon einen halben Rausch hatte.

Da sprach der Fremde: „Ein Stück Geld hast du freilich schon, aber auf dein ganzes Leben langt es nicht. Laß uns aber jetzt in eines reichen Kaufmanns Gewölbe einbrechen und noch hinzu nehmen, so viel uns gelüstet. Er hat Gold und Silber in Fülle!"

Der Bauer dachte hin und her und sprach endlich: „Gut, es sei! Laß uns gehen!"

Darauf nahm der Fremde seinen Hut vom Kopfe, setzte ihn dem Bauer auf und sagte: „Wenn du diesen Hut trägst, so kann dich niemand sehen. Sei nur beherzt und fürchte nichts!"

So kamen sie nun an das Gewölbe des reichen Kaufmanns. Die erste Tür hatten sie leicht aufgebrochen, aber über der zweiten lag eine große Eisenstange. Da war guter Rat teuer.

Plötzlich biß der Fremde mit den Zähnen in die eiserne Krampe an der Stange und zog, daß es Funken sprühte.

„Herrgott, du hast aber Kraft!" rief der Bauer verwundert.

Im Augenblick war der Fremde wie unter die Erde verschwunden.

Da fing der Bauer an zu fluchen: „Zum Teufel, was für ein Hexenmeister mag doch dieser Kerl sein?!"

Sofort stand der Fremde wieder da und faßte von neuem mit den Zähnen ans Eisen. Mit einem Ruck zog er die Krampe aus der Mauer und die Tür sprang auf.

Jetzt füllten sie einen Sack mit Gold und der Bauer warf den Geldbeutel, den er für den Flachs erhalten, noch oben drauf. Dann schleppten sie den Schatz hinaus auf den Schlitten, der Bauer setzte sich auf den Geldsack und so fuhren sie davon.

Als sie wieder über den See kamen, da dachte der Bauer so recht über seinen ganzen Reichtum nach und sprach für sich: „Gütiger Gott, jetzt hab ich aber viel Geld und Gut!"

Da hörte er auf einmal ein Klingeln und Klimpern und sieh: alles Gold aus dem Sack sprang vom Schlitten in einen Spalt im Eise und verschwand in der Tiefe und auch das Geld, das der Bauer für den Flachs gelöst, rollte dem gestohlenen Schatze nach. — Da stand er nun und war ärmer als zuvor. Denn unrecht Gut gedeiht nicht.

Wie des Teufels Sohn ein Weib gewann

Ein Waisenmädchen ging einst an einem Sonnabend spät zur Badestube. Da wusch und quästete es die Alten und Hilflosen und erhielt manch schönen Dank dafür. Darüber wurde es aber spät und es konnte nicht eher an sich selbst denken, als bis alle anderen heim gegangen waren. Als es nun gerade auf der Schwitzbank lag, vernahm es plötzlich vor der Tür der Badestube ein Rollen und Gerassel, als kämen viele herrschaftliche Kutschen auf einmal vorgefahren.

Das Mädchen warf sich rasch sein Hemd über und lugte durch die Tür ins Freie.

Draußen hielt eine prächtige Goldkutsche mit vier schwarzen Hengsten davor, die waren mit goldenem und silbernem Geschirr geziert und wenn sie die geschmückten Köpfe schüttelten, so klang es wie bei Hochzeitspferden.

Aus der Kutsche trat aber der Böse mit seiner Mutter und drei Söhnen.

Das Mädchen machte schnell das Zeichen des Kreuzes vor die Schwelle und lief auf die Schwitzbank zurück.

Der Böse kam auf die Schwelle, durfte aber nicht eintreten, da er das Zeichen Gottes vor sich sah. Darum rief er von der Schwelle: „Komm her zu mir, Töchterchen, und laß uns gehen!"

Bin nicht bereit,
Hab weder Schuh noch Kleid!

rief das Mädchen. Der Teufel antwortete schmeichelnd:

Sprich nur, was dein Herz begehrt,
Alsogleich seis dir beschert!

Aus der Ecke aber pfiff ein Mäuschen:

Weise, weise sprich zurück,
Einzeln fordre Stück um Stück!

Darauf sprach das Mädchen:

Unter dem Kleide
Fehlt mir ein Hemd von Seide!

Da fragte des Teufels Weib seine Söhne:

Wer von euch ist schnelle
Hin und her zur Stelle?

Der Erste sprach:

Ich wie der Wind
Geschwind!

Der zweite:

Ich wie die Welle
Schnelle!

Der dritte aber:

Ich hier und dort,
Zugleich an jedem Ort!

Den dritten hieß der Böse das Hemd von Hause holen und sprach:

Söhnchen, springe, Söhnchen eile,
Rühr die Füße dir zum Heile,
Leicht kannst du ein Weib erbeuten,
Kehrst du nur zurück beizeiten!

Augenblicklich verschwand der Sohn und war im Nu mit dem goldenen Hemde wieder zurück.

Der Teufel warf dem Mädchen das Hemd hin und schmeichelte:

Nimm das Hemd von Seide schön,
Töchterchen, und laß uns gehn!

Aber das Mädchen rief:

Bin nicht bereit,
Hab kein goldenes Kleid!

Darauf der Teufel:

Söhnchen springe, Söhnchen eile,
Rühr die Füße dir zum Heile,
Leicht kannst du ein Weib erbeuten,
Kehrst du nur zurück beizeiten!

Der Sohn war im Nu mit dem goldenen Rock zur Stelle und der Alte sprach:

Nimm den Rock von Golde schön,
Töchterchen, und laß uns gehn!

Da pfiff das Mäuschen:

Weise, weise sprich zurück,
Einzeln fordre Stück um Stück!

Darauf das Mädchen:

Bin nicht bereit,
Fehlt ein bunter Gürtel ums Kleid!

Der Teufel schrie:

Söhnchen springe, Söhnchen eile,
Rühr die Füße dir zum Heile,
Leicht kannst du ein Weib erbeuten,
Kehrst du nur zurück beizeiten!

Der Sohn war wie der Wind fort und mit dem Gürtel zurück.

Nimm den Gürtel bunt und schön,
Töchterchen, und laß uns gehn!

schmeichelte der Teufel wieder, aber das Mädchen sprach:

Noch ists nicht Zeit,
Bin nicht bereit,
Noch fehlen die Schuh
Dazu!

Schnell waren auch die Schuhe herbeigebracht.

Inzwischen mochte es bald Mitternacht geworden sein und nun hatte das Mädchen alles empfangen, was es begehrte. Es trat vor die Tür und war in seinem Schmucke anzusehn wie eine Königstochter, so blitzte das Gold und Silber im Mondenschein.

„Tritt nun in die Kutsche, Töchterlein," schmeichelte der Böse.

Aber die Waise sprach:

Ei, das wird mir gar zu schwer,
Deine Kutsche ist ja leer!

Darauf der Böse:

Nein, nein, du sollst nur wissen,
Drin sind seidne Federkissen!

„Auf seidenen Kissen bin ich nicht gewöhnt zu fahren! Schafft Heu in die Kutsche!"

Jetzt sprach der Alte zu seinem Sohn:

Lauf hin gen Riga zur Aa,
Es steht ein Schober da,
Dem wird der Gürtel fehlen*),

---

*) Gemeint ist die um die Mitte des Schobers herumlaufende Einsenkung, die ihn gleichsam in zwei Stockwerke teilt. Ein Schober, der diesen Gürtel aufweist, darf weder von Geistern noch vom Teufel geplündert werden.

Da magst du stehlen
Ohne Scheu
Von dem Heu!

Der Junge stob wie der Wind davon und war ebenso schnell zurück. Aber im selben Augenblick krähte der Hahn und da war der Böse samt Weib und Kind, Kutsche und Roß wie unter die Erde verschwunden. Die Waise stand allein in ihrem Gold- und Silberschmuck vor der Schwelle der Badestube.

Anderen Tages, als die reiche Bauerntochter des Waisenmädchens Schätze sah, ließ sie ihm keine Ruhe, bis es alles erzählt hatte.

Am nächsten Sonnabend blieb die Bauerntochter länger als alle Übrigen in der Badestube. Es währte auch nicht lange, da rollte die Kutsche mit den vier Hengsten wieder vor, der Teufel trat auf die Schwelle und sprach schmeichelnd: „Komm, Töchterchen, und laß uns gehn!"

Die Bauerntochter antwortete: „Ich habe ja nichts umzunehmen."

Sprich nur was dein Herz begehrt,
Allsogleich seis dir beschert!

sagte der Teufel. Aber das Mäuschen pfiff aus der Ecke:

Weise, weise sprich zurück,
Einzeln fordre Stück um Stück!

„Was wisperst du da, Schmutzschnäuzchen? Sei still!" rief die Bauerntochter und zählte dann dem Teufel hastig alles auf einmal auf:

Ein Hemd von Seide
Zum goldenen Kleide,
Einen Gürtel geschmückt,
Und Strümpfe gestickt,
Aufs Haupt schaff her
Den Kranz von Silber schwer!

Da sprach der Teufel zum Sohne:

Schnell über Stock und Block
Herbei von Hause den Rock,
Herbei das Hemd von Seide,
Zu dem goldenen Kleide,
Den bunten Gurt nur schnelle
Und die Seidenstrümpfe zur Stelle,

Dazu den Silberkranz,
Und zu Ende ist der Tanz!

Im Nu war alles herbeigeschafft und jetzt mußte die Bauerntochter mit dem Teufel in die Kutsche steigen und zum Höllenhof fahren, wo sie seines Sohnes Weib wurde.



Wie sieben Schneider in den Weltkrieg zogen

Es lebten einmal in alten Zeiten sieben Schneider, denen das Nadeln zuwider geworden war: sie wollten höher hinaus. Von manchem tapferen Helden hatten sie erzählen hören und dann vernommen, daß im Türkenlande ein großer Krieg ausgebrochen sei und daß wackere Männer dahin gesucht würden. Bei dieser Nachricht schwoll unseren Männlein der Kamm, sie wollten zu Felde ziehen, um sich die Sporen zu verdienen, und redeten darum untereinander wie folgt: „Wir stehen wohl auch unseren Mann! Bislang haben wir friedlich Löcher ins Zeug gestochen, gehen wir jetzt mit stärkerem Spieß des Feindes Leiber zu durchbohren!“ Sie ließen sich nun einen langen Lanzenschaft aus dem stärksten Eichenholz machen, dann vom Schmiede ihre sieben Scheren zusammenschweißen, zu einer Lanzenspitze zurechthämmern und an das Ende des Schafts festklopfen. Ehe sie sich auf den Weg machten, wurde gelost, wer von ihnen Obermann werden und als Führer vorangehen solle. Als das Los entschieden hatte, stellten sie sich in eine Reihe und nahmen gemeinschaftlich die schwere Lanze auf ihre Schultern, weil eben einem die Last zu schwer geworden wäre. Der erste, der durchs



Los gewählte Hauptmann, der die scharfe Spitze der Lanze trug, wurde Nasenmann genannt, weil seine Nase den anderen den Weg zeigen sollte. Die fünf folgenden erhielten die Namen: Einkraftmann, Zweikraftmann, Dreikraftmann, Vierkraftmann und Fünfkraftmann, was freilich nicht bedeuten sollte, daß einer von ihnen die Kraft von drei oder vier Männern gehabt hätte, sondern nur anzeigen, in welcher Reihenfolge sie marschieren müßten, damit gar keine Irrung entstehen könnte. Der siebente wurde Schwanzmann genannt, weil das hintere Ende des Lanzenschafts auf seiner Schulter lag. Die Kraftmänner aber mußten auch noch abwechselnd den Brotsack tragen, der eine ein Drittel des Tages, der andere das zweite Drittel und so weiter bis zum sechsten. Überdies hatte jeder ein Bügeleisen in der Tasche, damit nicht auf offenem

Felde der starke Wind sie vom Wege fortblasen könnte. Es versteht sich übrigens von selbst, daß die Männer alle ebenso klug wie beherzt waren, da sie wohl sonst nicht gewagt hätten, eine so große Sache zu unternehmen, die ihnen auf jedem Schritte den Tod bringen konnte.

So zum Kriege gerüstet zogen alle sieben Männer an einem schönen Sommermorgen aus, nahmen zu rechter Zeit Frühstück und Mittagsmahl, ruhten dazwischen im Schatten der Gebüsche aus, eilten dann wieder weiter und wollten, wenn sie jemandem begegneten, sich nach dem besten Wege ins Türkenland erkundigen. Als sie so über Feld gingen, sah der Nasenmann und sahen auch die anderen einen Bauernhof unweit der Straße, und es wurde sofort beschlossen zwei Männer auf Kundschaft auszuschicken, ob man da nicht noch Mundvorrat für die Reise bekommen könne. Dreikraftmann und Fünfkraftmann gingen hin um nachzusehen. Als sie zurückkamen, erzählten sie den anderen, daß sie auf dem Hofe nichts weiter gefunden, als drei Weiber und einige Kinder, von Männern nirgends eine Spur. Der Nasemann sagte: „Kriegsleute müssen Mut haben, also gerade auf den Feind los, und wenn er noch so stark ist!" Die Männer stießen ein Freudengeschrei aus und stürmten auf den Bauernhof los. Als die Weiber die sieben Männer und die lange Lanze sahen, erschraken sie wohl im ersten Augenblick, aber ein Mütterchen, das natürlichen Scharfblick besaß, merkte sogleich, was für Männlein die Andringenden wären, und sagte deshalb zu den andern Weibern: „Diese Feinde jagen wir mit dem Besenstiel zum Hofe hinaus!" — nahm einen Besenstiel in die Hand, während ein anderes Weib eine Mistgabel, ein drittes eine Brotschaufel ergriff, und so stellten sie sich vor die Tür, den Feind erwartend. „Halt, Brüderchen!" rief der Nasenmann, „die Klugheit muß zuweilen den übermäßigen Mut zügeln, sonst könnte es Unglück geben; wir haben nur eine Waffe, sie aber drei und viele Hunde sind endlich auch des Bären Tod. Kehren wir lieber um." Die andern fanden des Hauptmanns Rat lobenswert und machten sich deshalb so rasch davon, als ob sie Feuer in den Taschen hätten. Als der Schwanzmann nach einiger Zeit wagte, über die Schulter zurückzublicken, sah er, daß ihnen kein Feind mehr auf der Ferse sei; da hemmte man den Lauf und zog langsam weiter.

Am Abend gegen Sonnenuntergang flog ein Mistkäfer über die Kriegsmänner hin; sie hörten das Gesumme seiner Flügel, das in der Abendstille so fürchterlich klang, daß die Männer schauderten. Der

Nasenmann rief: „Brüderchen, der Feind kommt über uns, ich höre schon sein Dröhnen!“ Mit diesen Worten ließ er die Lanzenspitze von der Schulter gleiten und lief mit Blitzesschnelle davon. Die andern dachten: unser Leben ist auch nicht zäher als seines! warfen die Lanze von den Schultern und nahmen, wie ihr Hauptmann, die Flucht, der eine hierhin, der andere dorthin, wie es sich gerade traf. Der Nasenmann hatte eine leere Heuscheune gesehen und lief darauf zu, um eine Zufluchtsstätte zu finden; als er aber hineinsprang, bemerkte er nicht, daß ein Rechen am Boden lag, der, als sein Fuß unversehens die Pflöcke berührte, in die Höhe schnellte und mit dem Stiele gegen sein Gesicht schlug. „Habt Erbarmen, oder führt mich ins Gefängnis!“ — bat Nasenmann — „aber laßt mich leben!“ er hielt nämlich das Anprallen des Stiels für einen Schlag des Feindes. Nach einer Weile, als alles um ihn her still blieb, glaubte er, der Feind habe sich zurückgezogen und wagte nun die Scheune zu verlassen. Inzwischen hatte sich nächtliches Dunkel über die Gegend gelagert; wo sollte er jetzt seine Gefährten auffinden? Sie zu rufen, wagte er nicht, denn auch die Feinde hätten seine Stimme hören können. Dieselbe Furcht verschloß den andern Männern den Mund, so daß keiner ein Zeichen zu geben wagte. Dreikraftmann, der in einen Strauch von wilden Rosen geraten war, konnte jedoch das Stechen der Dornen nicht länger aushalten, sondern fing an, bitterlich zu weinen und den Feind, von dessen Lanzenspitzen er sich gequält glaubte, um Gnade zu bitten. „Gnade, Gnade, liebe Leute! es wäre schon an einer Lanze über und über genug, warum stecht ihr mich mit so vielen?“ Als die Feinde aber nicht darauf hörten, nahm er Reißaus, bis er über den Schwanzmann stolperte und hinfiel, aber beide wagten sich nicht weiter zu rühren, sondern dachten, wenn wir still bleiben, halten uns die Feinde für tot. So lagen beide bis zum Morgen, wo sie erst beim Schein der Morgenröte inne wurden, daß sie Freunde seien.

Da nun ringsum nirgends mehr eine Spur vom Feinde zu erblicken war, so riefen sie auch den Übrigen zu, die dann auch einer nach dem anderen herankamen. Keiner von allen hatte soviel Schaden genommen, wie Dreikraftmann, dessen Körper an vielen Stellen zerkratzt war. Nasenmann sagte: „Ich weiß zwar nicht, wo ich verwundet bin, aber am Blutfluß merke ich, daß ich Schaden genommen habe, denn meine Hosen sind voll Blut. Als man nachsah, fand sich, daß das Blut eine bräunlich gelbe Farbe hatte, und Vierkraftmann sagte:

„Der Geruch ist übler, als der von Blut." Nasenmann ging, seine Hose zu reinigen und dankte seinem Glücke, als er sah, daß er nirgends eine Wunde hatte. Darauf beschlossen die Männer einmütig, von ihren ersten Kriegsdrangsalen zu Hause nichts zu sagen.

Als die Lanze wieder aufgefunden war, setzten sich alle nieder, um sich durch einen Imbiß zu stärken, ehe sie weiter zögen. Da fiel es dem Nasenmann ein, die Kriegsleute zu überzählen, um zu sehen, ob der zweimalige Zusammenstoß Verlust gebracht habe? Es fand sich, daß ein Mann fehlte; die anderen zählten ebenfalls, jeder der Reihe nach, aber keiner brachte mehr als sechs heraus, der siebente war verschwunden. Sie zählten so: Ich bin ich, dann eins, zwei, drei bis zum sechsten. Wer von ihnen aber nun verloren gegangen war, konnte niemand sagen. Endlich kam einem von ihnen ein gescheiter Gedanke wie angeblasen. Er sah auf dem Boden einen kleinen Misthaufen und sagte zu den Kameraden, wenn jeder seine Nase hineinsteckte, so könnte man sehen, wie viele Löcher dadurch entstanden wären. Sie taten es, und als man darauf die Nasenspuren nachzählte, da fanden sich — o Freude — alle sieben; niemand aber konnte begreifen, woher der Irrtum gekommen, daß man beim Zählen nur sechs herausgebracht.

Als sie weiter zogen, kamen sie an den Saum eines dichten Waldes, in den ein schmaler Pfad hineinführte. Hier wurde wieder Rat gepflogen, was besser wäre, auf diesem Pfade gerade durch zu marschieren, oder den Wald in einer weiten Entfernung zu umgehen. Allein da keiner vorher wissen konnte, ob denn auch ein Weg um den Wald herumführe, so wurde endlich einmütig beschlossen, hindurchzugehen. Der schmale Pfad machte ihnen das Weiterkommen sehr beschwerlich, da sie unaufhörlich rechts und links mit den Händen die Zweige beiseite biegen mußten; sie konnten deshalb auch nicht weiter sehen, als die Nase reichte.

Ohne aber auf Hindernisse und Dunkelheit zu achten, schritten sie mutig und tapfer vorwärts, so daß sie nicht früher gewahr wurden, daß ein Wolf mitten im Wege schlief, als bis Nasenmann schon den Fuß erhoben hatte, um darauf zu treten. Als er nun so plötzlich die greuliche Bestie zu seinen Füßen erblickte, rief er voll Schrecken: „Ein Seehund, ein Seehund!" und sprang jäh zurück, so daß Einkraft- und Zweikraftmann auf ihre Hintermänner gedrängt wurden, und die Männer sämtlich zu Boden fielen, bis auf Schwanzmann, der glücklicherweise aufrecht blieb, wodurch die Lanzenspitze auf den Wolf zu fallen

kam. Gern hätten die Männer sämtlich die Flucht ergriffen, wenn die vor Schrecken erstarrten Beine sie hätten tragen wollen, oder wenn der dichte Wald das Durchkommen gestattet hätte. Da also kein Entrinnen möglich war, so mußten sie notgedrungen bleiben und ruhig warten, bis der Seehund einen nach dem anderen verschlingen würde. Nasenmann, welcher am nächsten stand, wunderte sich, daß das Raubtier sich nicht vom Flecke rühre und, klug wie er war, schloß er daraus sofort, daß ihre scharfe Lanze es im Schlafe getötet habe. Als er näher trat und das Tier untersuchte, fand er es entseelt, was freilich nicht von einer ihm durch die Männer beigebrachten Wunde herrührte, sondern schon einige Tage vorher eingetreten war. Nasenmanns Freude über dies unerwartete Glück war grenzenlos, als er aber über die Schulter blickte und seine Gefährten alle mit dem Gesicht auf dem Boden liegen fand, erschrak er von neuem, weil er glaubte, daß sie beim Zurückprallen sämtlich vom Lanzenschaft durchbohrt seien, so daß sie daran staken, wie Strömlinge an der Stange. Er hub dann so bitterlich an, sein Herzweh zu klagen, daß der Wald ringsum von seinem Geschrei erscholl. Die anderen glaubten, daß er unter den Griffen des Tieres schreie und wagten deshalb nicht, sich vom Fleck zu rühren. Als dann das Geschrei andauerte, wurde ihnen so viel klar, daß doch aus dem Bauche des Tieres so lautes Schreien nicht an ihr Ohr dringen konnte. Die Dreisteren hoben die Köpfe etwas in die Höh und lugten heimlich von unten herauf, um zu entdecken, warum denn ihr Hauptmann so schreie. Sobald sie inne wurden, daß der erschlagene Seehund weder Ohren noch Schwanz rührte, und Nasenmann unversehrt neben ihm stand, sprangen sie wie der Wind vom Boden auf und eilten, sich die seltsame Sache anzusehen. Niemand von ihnen war im geringsten verletzt; daß sie niedergestürzt, war einzig und allein deshalb geschehen, damit des greulichen Tieres Auge sie nicht erblicken sollte. Als sie nun zusammen das Untier, wofür sie den Seehund gehalten, zu untersuchen begannen, wo und wie tief ihr Schlachtspeer darin eingedrungen, erstaunten sie wohl sehr darüber, daß an dem Tiere auch nicht die mindeste Spur einer Wunde sichtbar wurde. Dreikraftmann sagte: „Ein Seehund hat doch nicht mehr als zwei natürliche Öffnungen, eine vorn, die andere hinten, jetzt seht nach, in welche von beiden ist unsere Lanze eingedrungen?" Fünfkraftmann war näher getreten, und als er mit der Nase an den Seehund rührte, rief er: „Oho, Brüderchen, ihr seid auf dem Holzwege! Der Seehund ist

schon längst krepiert, denn er stinkt!" „Ja," sagte Dreikraftmann, „mir ist schon längst ein fauler Geruch in die Nase gestiegen."

Die Männer faßten nun einmütig den Beschluß, dem toten Seehund das Fell abzuziehen und es an der Lanze zu befestigen, damit alle Welt daraus sähe, was für tapfere Tat sie verrichtet hätten. Den Leichnam ließen sie im Walde liegen, indem sie sagten: „Hat er früher Rinder und Pferde gefressen, so mögen sie jetzt ihn fressen."

Da nun aber der Abend hereinbrach, und sie noch immer nicht wußten, wie weit der Wald sich noch erstrecken möchte, so mußten sie ihren Marsch beschleunigen, um vorwärts zu kommen. Nach einer Werst hörte der Wald auf, und sie kamen an ein Feld, auf dem nichts weiter wuchs, als einiges Wacholdergebüsch. „Hier wollen wir zur Nacht bleiben," sagte Nasenmann, „denn wir haben uns heute wie Männer gemüht und geplagt." Während die anderen schliefen, sollte immer einer abwechselnd Wache halten, damit ihnen kein Unheil über den Hals käme.

Mitten in der Nacht, als gerade der Dreikraftmann auf Wache stand, vernahm er ein schauerliches Getöse, weshalb er sogleich seine Gefährten weckte. Die Männer spitzten alle die Ohren, und von Zeit zu Zeit erscholl es: plumps! plumps! als ob jemand einen schweren Stein aus einer Höhe zu Boden würfe. Einige hielten das Geräusch für so schlimm, daß es die Erde unter ihren Füßen erbeben mache. Was konnte das sein? Nasenmann fragte, ob einer sich getraue, dem Geräusche nachzugehen, um zu sehen, was es sei; aber keiner schien Lust zu haben, solch Wagnis zu unternehmen. Endlich sagte Dreikraftmann, der manchmal verwickelte Fragen sehr scharfsinnig zu lösen verstand: „Ich glaube zu wissen, was das Geräusch zu bedeuten hat; des erschlagenen Seehunds Geist geht sicherlich als Gespenst um." Als aber das Geräusch immer näher kam, sagte Schwanzmann: „Mir fällt etwas ein, wie wir unseres Gespenstes am besten Herr werden können. Die Gespenster müssen sich vor wilden Tieren fürchten, ich wickle das Fell des erschlagenen Seehunds wie einen Pelz um mich und gehe auf allen Vieren dem Geräusch entgegen, dann jage ich das Ding gewiß in die Flucht." Der Anschlag gefiel den Männern, und so wurde Schwanzmann in das Seehundsfell gewickelt, und damit er auch sonst nicht ohne Schutz vor Gefahren bleibe, nahmen die anderen die Lanze auf die Schultern und gingen in einem Abstand von hundert Schritten hinter ihm her. Schwanzmann war noch nicht weit gekommen, da sah

er auf dem Felde ein greuliches fünffüßiges Tier, das hatte zwei Hörner und feurige Augen im Kopfe, die wie Kerzen weithin leuchteten. Wunderlich war sein Gang, die beiden Vorderfüße hob es zugleich auf, als wären die Beine zusammengewachsen, die Mittelfüße traten einer nach dem anderen einher, der fünfte Fuß aber schien dazu vorhanden zu sein, daß ihn das Tier wie einen Flügel bald links bald rechts schwinge, wahrscheinlich um die Bewegung des schweren Körpers zu erleichtern. Den Kopf hielt das Tier am Boden und brauchte ihn wohl dazu, den Körper vorn zu stützen. Als unser Freund das alles gesehen hatte, hielt er es für das Gescheiteste, so sacht als möglich zurück zu gehen, ehe das gräßliche Tier ihn erblicke. Als die anderen seinen Bericht gehört hatten, wurde sogleich beschlossen, das Weite zu suchen, damit das greuliche Tier sie nicht fände. Hätte nicht die Furcht den Augen Schwanzmanns ein Blendwerk vorgemacht, so würde er ein Wesen gesehen haben, das weder ihm noch den andern Angst eingeflößt hätte, nämlich ein gekoppeltes Pferd, das diese Nacht auf der Weide graste. Die vermeintlichen Hörner waren des Tieres Ohren, der Schwanz sein fünfter Fuß und die feurigen Augen hatte ihm die Furcht des Beschauers geschaffen.

Am folgenden Tage ging ihre Reise glücklich vonstatten, und es stieß ihnen weiter kein Hindernis auf als ein kleiner See, an dessen Ufer sie gegen Abend anlangten. Vom hohen Ufer aus gesehen wogte der blaue See vor ihren Augen, als ob ein Windstoß über die Wasserfläche hinfahre. Die in den Türkenkrieg ziehenden Männer ließen sich am Ufer auf dem Rasen nieder und hielten Rat, wie sie hinüber kommen sollten, da nirgends in der Nähe weder Boot noch Kahn zu sehen war. Hätten sie gewußt, daß ihr Sitz nichts weiter als ein Erdhaufen war und der vermeintliche See ein Flachsfeld, das gerade mit blauen Blüten bedeckt war, so hätte ihnen das Ratschlagen weniger Kopfzerbrechen gekostet. Nasenmann sagte: „Hier hilft alles nichts, über den See müssen wir, wie sollten wir sonst nach Türkenland kommen. Hätte einer von uns die Stärke des Kalewsohnes, so könnte er uns mit Leichtigkeit über den See ans andere Ufer tragen; oder ist jemand ein tüchtiger Schwimmer, der bringe die andern der Reihe nach über den See aufs Trockene. Dreikraftmann sagte: „Hast du die Stärke, so trag uns durch den See, oder bist du ein geschickter Schwimmer, so schwimm und nimm uns mit.“ Fünfkraftmann aber, der gerade hinter seinem Rücken stand, stieß ihn vom Ufer — oder richtiger ge-

sprochen: vom Erdhaufen hinunter. Dreikraftmann erschrak; als er aber merkte, daß er mit der Nase auf trockenem Rasen lag, fühlte er alsbald wieder Mut in sich und rief aus: „Wer ein wackerer Mann sein will, der komme mir nach.“ Da stieß Nasenmann noch zwei Männer vom Ufer, und die übrigen sprangen aus freien Stücken hinunter. Außer einer kleinen Erschütterung verspürte keiner weiter Schaden, und alle waren froh, daß das Wagestück gelungen war und das gefürchtete Wasser sie nicht naß gemacht hatte. Die Lanze aber hatten die Männer am Ufer vergessen und mußten nun zurückgehen, um ihre Waffe zu holen, weil ein Krieger ohne Lanze ebenso wenig weiter kommt, als ein Ackersmann ohne Pflug. Da der Abend angebrochen, und eine geschützte Stelle zur Hand war, so wollten die Männer hier übernachten, und nach gepflogener Beratung wurde ein Lager hergerichtet.

Als die Kriegsmänner sich eben schlafen legen wollten, drang der Feind auf sie ein: es war ein Bauer mit einem derben Knüttel auf der Schulter, der scheltend herankam. „Ihr Lumpengesindel!“ rief er, „habt ihr nicht anderswo Raum euch niederzulassen als gerade auf meinem Flachsfelde! Wartet ihr Galgenschwengel! ich will euch den Rücken so blau schlagen wie die Flachsblüten!“

Die Türkenkämpfer aber dachten: „Besser Furcht als Reue!“ und ergriffen die Flucht; kaum daß sie noch so viel Zeit hatten, die Lanze mitzunehmen. Sie hätten sich wohl auch zur Wehr setzen können, aber der Feind war so plötzlich und mit so wildem Grimm auf sie eingestürmt, daß es ihnen nicht beikam, den Kampf aufzunehmen. Erst nachdem sie weit geflohen waren, fiel ihnen ein, sich zur Wehr zu setzen, aber wo sollten sie jetzt den Feind hernehmen? Ebenso gut hätten sie die Luft greifen können! „Wir hätten ihn ja kurz und klein schlagen können,“ sagte Nasenmann, „wenn er uns nicht so unvermutet über den Hals gekommen wäre.“ Dreikraftmann sagte: „Und was für einen Knüttel führt er! Ich danke meinem Glücke, daß er nicht dazu kam, meinen Rücken zu messen, er hätte mir alle Knochen zu Brei geschlagen. Aber was meint ihr dazu, Kameraden, wenn wir morgen früh unsere Schritte wieder heimwärts lenkten? Wer Teufel weiß, wie weit das Türkenland noch sein mag, und was für Unglück uns noch zustoßen kann, ehe wir hinkommen?“ Die andern fanden sogleich, daß Dreikraftmanns Rat gut war. „Aber,“ sagte Nasenmann, „den Weg, den wir gekommen sind, gehe ich nicht zurück, da würden wir wie die Mäuse der Katze in den Rachen laufen und unsere Haut zu Markte

tragen, weil der Mann mit dem Knüttel nicht verfehlen würde, uns durchzubläuen." Alle mußten zugeben, daß Nasenmann Recht hatte, und nachdem sie über die halbe Nacht damit zugebracht hatten, die Sache nach allen Seiten hin zu erörtern, wurde einmütig beschlossen, auf einem anderen Weg zurückzukehren.

Da kamen sie denn nach einigen Tagen an das Ufer eines Sees, in dem wirklich Wasser floß, und also nicht blos ein blauer Schimmer an der Oberfläche sie täuschte. „Das ist also der Peipus-See," rief Vierkraftmann, der den Ort sogleich erkannte, „aber hier müssen wir sehr vorsichtig sein, weil hier ein gar greuliches Untier wohnen soll, ob Vierfüßler, Vogel oder Fisch, kann ich nicht mit Sicherheit angeben, aber das habe ich aus alter Leute Mund vernommen, daß der Kalewsohn selber es nicht bezwungen hat." Nasenmann stand eine Weile nachdenklich und sagte dann: „Wenn sich die Sache wirklich so verhält wie du sagst, so müssen wir ihm entgegenziehen und ihm den Garaus machen! Diese Tat wird uns mehr Ruhm und Ehre bringen als ein Kampf gegen die Türken." — Als sie nun des Waldes ansichtig wurden, in dem das Untier seinen Aufenthalt haben sollte, da sank ihnen freilich wieder das Herz in die Hosen, was übrigens auch anderen Wackeren begegnen kann; dennoch wollten sie die Heldentat nicht aufgeben. „Wer kann wissen, ob wir mit dem Leben davon kommen," sagte Nasenmann, „der Tod kümmert sich nicht um der Menschen Alter, sondern rafft dahin, wen er eben packt. Nun wollen wir aber nicht mit leerem Magen aus dieser Welt scheiden, darum, ihr Brüderchen! setzen wir uns nieder und verzehren wir vor unserm Ende noch einmal unser Brot, vielleicht ist es unsere letzte Mahlzeit." Da wurde den Männern gar wehmütig ums Herz, als sie ihres Anführers Betrübnis sahen und als sie daran dachten, daß, wenn das heutige Brot gegessen sei, sie wohl kein neues mehr backen würden. Während sie sich so über den Tod unterhielten, versäumte doch keiner, sich satt zu essen, denn sie meinten, mit vollem Magen lasse es sich leichter sterben als mit leerem. Nach dem Essen begannen die Männer sich gegen den Feind zu rüsten, wobei es viel Hin- und Herreden gab. Nasenmann, der bis jetzt immer der erste gewesen war, meinte jetzt, er habe dieses Ehrenamt lange genug bekleidet, und wünschte, daß ein anderer an seine Stelle trete. Aber die andern sträubten sich dagegen und sagten, es wäre nicht in der Ordnung, wenn sie sich vor ihren Vorgesetzten drängen wollten; Mut hätten sie genug, nur keinen Körper,

der mit ihrem Mute gleichen Schritt hielte. Dreikraftmann meinte, „ob es nicht das beste wäre, wenn einer für alle andern stürbe und der Hauptmann dies auf sich nähme," aber Nasenmann schrie, daß der Wald wiederhallte: „So haben wir nicht gewettet! Wer einen guten Rat zu geben weiß, der hat auch die Pflicht, meine ich, selber diesem Rate gemäß zu handeln!" Nachdem sie noch eine Zeitlang gezankt und hin und her gestritten hatten, einigten sie sich endlich dahin, daß alle gleichzeitig mit der Lanze auf den Feind eindringen sollten, nahmen die Lanze auf die Achseln und zogen in alter Weise dem Walde zu, wo das böse Untier hauste. Bevor sie den Wald erreichten, mußten sie über ein Blachfeld. Da war eine Dame vom Espenhain oder gerade heraus gesagt — ein Hase, der sich eben gesetzt hatte und seine langen Ohren emporstreckte. Dieser schreckliche Anblick erschreckte die Schneider dergestalt, daß sie sogleich still standen und sich berieten, ob sie vorwärts gehen, gerade auf das gräßliche Untier losstürmen und es mit ihrer langen scharfen Lanze durchbohren sollten, oder ob es nicht besser sei, die Flucht zu ergreifen, ehe das Tier über sie herfalle und einen nach dem andern hinunterschlucke. Da nun Schwanzmann der hinterste und durch sechs Mann vor sich geschützt war, schwoll seine Verwegenheit so sehr an, daß er dem Nasenmann zurief: „Stoß den Feind nieder, wir helfen ja von hinten nach!" Aber Nasenmann erwiderte: „Du hast gut schwatzen, du bist durch andere gedeckt, wärest du an meiner Stelle, so fiele das Herz dir wohl zwanzigmal in die Hosen." So haderten die Männer eine Weile: einer gab immer dem andern Schuld, daß man nicht gerade auf den Feind losgehe. Allen aber standen vor Furcht die Haare zu Berge wie die Schweinsborsten. Endlich aber rief Nasenmann: „Gehen wir dann, ihr Männer, gerade darauf los!" kniff die Augen zu und stürmte vorwärts; dabei schrie er aus Leibeskräften: „Hurjo, hurjo!" worauf der Hase nach dem Walde zu davonlief. Als Nasenmann nach dem Feinde blinzelte und seine Flucht sah, rief er vor Freude: „Er weicht schon, er weicht schon! eben so gut könnte man die Luft greifen! Seht Männer, seht! er läuft wie ein Hase! sollte es nicht gar ein Hase sein?" Dreikraftmann sagte: „Ich weiß nicht, Brüderchen, wo du deine Augen gelassen hast? das Tier hat die Größe eines Füllens!" Vierkraftmann wollte dies berichtigen und meinte, das Tier sei doch wohl so hoch wie ein Pferd. Fünfkraftmann sagte: „Meinem Auge erscheint ein Ochs, mit diesem Tier verglichen, kleiner als ein junger Hund."

Schwanzmann aber meinte, das Tier habe die Höhe eines Heuschobers. So konnten die Männer sich lange nicht einigen über die Größe des Tieres, das aber mußten sie zuletzt alle einräumen, daß der Unhold auf den ersten Anblick allerdings einen Körper habe wie ein Hase, jedoch um vieles größer sei als ein Hirsch.

Als nun die Türkenlandskämpfer aus der eben beschriebenen Fährlichkeit alle glücklich mit dem Leben und mit gesunden Gliedmaßen davon gekommen waren, wurde zur Stärkung ein Imbiß genommen; dann überlegten sie, was nun zunächst zu tun sei. Daß sie bislang auf ihrem Zuge mehr als genug wackere Taten vollbracht, die im Gedächtnis der Nachkommen fortleben würden, das fühlte jeder von ihnen. Und ein jeglicher war dessen froh, daß er an seinem Teile ein Mann gewesen sei, den keine Drangsal vom rechten Pfade hatte ablenken können.

Nach langem Ratschlagen wurde beschlossen, wie folgt: „Wer so viele Tage lang Hitze und Beschwerden ertragen, wie wir sieben, der hat ein volles Recht heimzukehren und fortan unter dem Schatten des Ehren- und Ruhmesbaumes, den vereinte Tapferkeit gepflanzt, die Tage seines Alters zu verleben. Lanze und Seehundshaut aber sollen zu ewigem Gedächtnis an einem passenden Orte aufgehängt werden, den Nachkommen zur Schau, damit alle Schneider Kunde erhalten von den Taten, die ihre Vorväter auf der Welt verrichteten."

Ob gegenwärtig noch Überbleibsel von dem berühmten Schlachtspeer und von der „Seehundshaut" vorhanden sind, weiß ich nicht mit Sicherheit anzugeben, was aber männiglich bekannt ist, das ist der Schneider Mut und Tapferkeit. Diese von ihren Vorfahren überkommenen Eigenschaften sind das Erbteil aller Schneider und werden ihnen verbleiben bis an der Welt Ende.



Der mildherzige Holzhacker

Vorzeiten ging ein Mann in den Wald, Bäume zu fällen. Er kam zur Birke und wollte sie umhauen; als die Birke die Axt sah, flehte sie kläglich: „Laß mich leben! Ich bin noch jung und habe eine Schar von Kleinen hinter mir, die um meinen Tod weinen würden!" Der Mann ließ sich erbitten und kam zur Eiche; er wollte die Eiche umhauen. Als die Eiche die Axt sah, flehte sie kläglich: „Laß mich doch leben, ich bin noch frisch und stark, meine Eicheln sind alle noch unreif und taugen nicht zur Saat. Wo sollen die kommenden Geschlechter den Eichwald hernehmen, wenn meine Eicheln zu Grunde gehen?" Der Mann ließ sich erbitten und kam zur Esche, sie umzuhauen. Als die Esche die Axt sah, flehte sie kläglich: „Laß mich doch leben! Ich bin noch jung und habe erst gestern ein junges Weib gefreit. Was soll aus der Armen werden, wenn ich falle?!" Der Mann ließ sich erbitten und kam zum Ahorn, den er umhauen wollte. Der Ahorn aber flehte kläglich: „Laß mich noch leben; meine Kinder sind noch klein, alle noch unerzogen. Was soll aus ihnen werden, wenn ich umgehauen werde?" Der Mann ließ sich erbitten und kam zur Erle, die er umhauen wollte. Als die Erle die Axt sah, flehte sie kläglich: „Laß mich leben! ich habe gerade meinen weißen Überzug und muß viele kleine Geschöpfchen mit meinem Safte ernähren. Was soll aus ihnen werden, wenn ich umgehauen werde?" Der Mann ließ sich erbitten und kam zur Espe; er wollte die Espe umhauen. Die Espe aber flehte kläglich: „Laß mich leben! Der Schöpfer hat mich erschaffen,

daß ich mit meinen Blättern im Winde raschle und Nachts die Frevler auf ihrem bösen Wege schrecke. Was sollte aus der Welt werden, wenn ich umgehauen würde?" Der Mann ließ sich erbitten, kam zum Faulbaum und wollte ihn umhauen. Als der Faulbaum die Axt sah, flehte er kläglich: „Laß mich leben! Ich bin noch in Blüte und muß der Nachtigall Schatten geben, daß sie auf meinen Zweigen singe. Wo fänden denn die Leute schönen Vogelsang, wenn die gefiederten Sänger unser Land verließen, weil ich umgehauen worden bin?" Der Mann ließ sich erbitten und kam zur Eberesche; er wollte die Eberesche umhauen. Die Eberesche aber flehte kläglich: „Laß mich leben! Ich stehe jetzt eben in der Blüte, aus ihr sollen die Beerentrauben entstehen, die im Herbst und im Winter den Vögeln Atzung geben müssen. Was sollte aus den armen Tierchen werden, wenn ich umgehauen würde?" Der Mann ließ sich erbitten und dachte bei sich: „Wenn mit dem Laubholze nichts anzufangen ist, so will ich mein Heil beim Nadelholz versuchen". Er kam zur Fichte und wollte sie umhauen. Als die Fichte die Axt sah, fing sie gleich an kläglich zu bitten: „Laß mich leben! Ich bin noch jung und kräftig und muß Zweige treiben, um Sommers und Winters zu grünen, den Menschen zur Lust. Wo sollten sie ein schattiges Obdach finden, wenn ich umgehauen würde?" Der Mann ließ sich erbitten, kam zur Kiefer und wollte die Kiefer umhauen. Als die Kiefer die Axt sah, flehte sie kläglich: „Laß mich leben! Ich bin noch jung und kräftig und muß mit der Fichte zusammen ohne Unterlaß grünen; es wäre schade, wenn ich umgehauen würde." Der Mann ließ sich erbitten, kam zum Wacholder und wollte ihn umhauen. Der Wacholder aber flehte kläglich: „Laß mich leben! Ich bin der allergrößte Schatz des Waldes und ein Segenspender für alle, weil man mich gegen neunundneunzig Krankheiten brauchen kann. Was sollte aus Menschen und Tieren werden, wenn ich umgehauen würde."

Der Mann läßt sich auf dem Rasen nieder und denkt bei sich: „Die Sache kommt mir höchst wunderbar vor; jeder Baum hat seine Zunge, mit der er sich gegen seine Zerstörung sträubt; was soll ich machen, wenn ich nirgends mehr Bäume finde, die sich ruhig umhauen lassen? Mein Herz kann ihren Bitten nicht widerstehen. Hätte ich kein Weib daheim, so ginge ich mit leeren Händen zurück." Da tritt aus der Tiefe des Waldes her ein alter Mann mit grauem Barte, angetan mit einem Hemd von Birkenrinde und einem Rock von Fichtenrinde und sagt: „Was sitzest du so mißmutig da auf dem Grase?" Der

Gefragte erwidert: „Wie sollte ich nicht mißmutig sein? Ich nahm heute Morgen meine Axt, ging in den Wald und wollte Nutzholz fällen, um es nach Hause zu fahren, aber da finde ich plötzlich den ganzen Wald belebt, jeder Baum hat seinen Verstand im Kopfe und seine Zunge im Munde und weiß sich mit Bitten zu wahren. In mir ist kein Tropfen Blut, der ihrem Flehen zu widerstehen vermöchte. Werde aus mir was wolle, ich kann lebende Bäume nicht zerstören." Der Alte sieht ihn freundlich an und spricht: „Ich danke dir, Bauer, daß du deine Ohren vor dem Flehen meiner Kinder nicht verschlossen hast; dir soll aus dieser Mildherzigkeit kein Schade erwachsen; ich will sie dir vergelten und auch Sorge tragen, daß es dir künftig an nichts gebreche. Die nicht vergossenen Blutstropfen meiner Kinder sollen dir Glück bringen; nicht bloß an Brenn- und Nutzholz soll es dir niemals fehlen, sondern auch in anderen Dingen soll Segen in dein Haus kommen, so daß du fortan nichts weiter zu tun haben wirst, als kund zu geben was dein Herz begehrt. Nur mußt du dich hüten, daß deine Wünsche das Maß nicht überschreiten, und auch deiner Frau und deinen Kindern schärf ein, daß sie ausschweifende Wünsche bezähmen müssen. Es würde sich sonst das erwartete Glück in Unglück verkehren. Da, nimm diese Goldrute und hüte sie wie deinen Augapfel!" Mit diesen Worten gab er dem Mann eine Goldrute, die einige Spannen lang und so dick wie eine Stricknadel war, und gab dazu die Belehrung: „Wenn du ein Haus aufführen oder sonst eine notwendige Arbeit vollbringen willst, so geh an einen Ameisenhaufen und schwing deine Rute dreimal gegen ihn, schlag aber nicht hinein, um den kleinen Geschöpfen nicht zu schaden. Dabei befiel ihnen, was sie tun sollen, und du findest den nächsten Morgen die Arbeit getan, wie du sie gewünscht hattest. Begehrst du Speise, so nötige mit der Rute den Grapen, daß er dir bereite, was du wünschest. Willst du zur Speise noch Naschwerk, so zeig die Goldrute den Bienen und heiß sie an die Arbeit gehen, und sie werden dir mehr Honigwaben bringen, als du samt deinem Hausgesinde verzehren kannst. Willst du Saft, so gebiete der Birke und dem Ahorn; sie werden dein Gebot alsbald erfüllen. Die Erle wird dir Milch geben, der Wacholder Gesundheit bringen, wenn du sie in dieser Art anhältst. Fisch- und Fleischgerichte wird dir der Grapen alle Tage kochen, ohne daß du erst etwas Lebendes zu töten brauchst. Willst du Leinwand, seidene oder wollene Kleider, so gebiete den Spinnen, sie werden dir Zeuge weben, ganz wie du sie wünschst. So wird

es dir an nichts fehlen, sondern du wirst alles zur Genüge haben, zum Lohn dafür, daß du auf die Bitten meiner Kinder hörtest und sie am Leben ließest. Ich bin des Waldes Vater, den der Schöpfer zum Herrscher über die Bäume gesetzt hat." Darauf nahm der Alte Abschied und verschwand vor des Mannes Augen.

Der Mann aber hatte eine schlimme Frau, die ihm schon auf dem Hofe belfernd wie ein böser Hund entgegen kam, als sie den Mann mit leeren Händen aus dem Walde zurückkommen sah. „Wo bleibt das Holz, das du bringen solltest?" schrie das Weib. Der Mann erwiderte ruhig: „Es bleibt im Walde und wächst." Zornig fuhr das Weib ihn an: „O, hätten doch alle Birkenreiser sich zu Rutenbündeln zusammengebunden und dein träges Fell vergerbt." Der Mann schwang heimlich die Goldrute und sprach, ohne daß die Frau es hörte: „Der Wunsch erfülle sich an dir." Da fing das Weib plötzlich an zu schreien: „Ai, ai! ai, ai! o wie weh! ai, ai! das geht durch Mark und Bein! Gnade, Gnade!" So schreiend sprang sie von einem Ort zum andern, und faßte bald hier bald dort nach ihrem Leibe, als hätte ein schmerzender Rutenstreich die Stelle getroffen. Als der Mann glaubte, daß es genug der Strafe sei, gab er der Goldrute den entsprechenden Befehl. An diesem ersten Versuche erkannte er, was für ein herrliches Geschenk der Waldesvater ihm gemacht hatte, da ihm in der Glücksrute zugleich eine Zuchtrute für sein Weib geworden war. — Er hatte auf seinem Hofe eine alte halbverfallene Kleete, und wollte darum noch selbigen Tages die Kraft der Ameisen im Häuserbau erproben. So ging er an den Ameisenhaufen heran, schwang dreimal die Goldrute und rief: „Macht mir eine neue Kleete auf dem Hof!" Als er am andern Morgen aufstand, fand er die Kleete fertig. Auch die Bereitung der Speise machte ihm nicht die geringste Sorge; was das Herz begehrte, das kochte der Kessel, sobald es ihm befohlen war, trug es auch täglich selber auf den Tisch, sodaß die Hausleute nichts weiter zu tun hatten, als zu essen. Spinnen webten ihnen Zeuge, Maulwürfe pflügten ihre Äcker, Ameisen streuten den Samen aus und ernteten im Herbst das Korn vom Felde, so daß es der Menschenhand nirgends bedurfte. Wenn die Kinnladen des bösen Weibes einmal zu arg klapperten oder dem Manne etwas Schlimmes anwünschten, so mußte es der Hausdrache jedesmal selber erleiden, weil die Goldrute ihre Schuldigkeit tat.

Vor seinem Tode vererbte der Mann die Goldrute seinen Kindern, gab ihnen dieselbe Unterweisung, die er vom Waldesvater erhalten hatte

und warnte sie vor unmöglichen Wünschen. Die Kinder richteten sich danach und brachten ihr Leben nicht minder glücklich zu. In der dritten Generation aber geschah es, daß die Rute in den Besitz eines Mannes kam, der, ohne sich an die Warnung seiner Eltern zu kehren, viele unnütze Dinge wünschte und deshalb die Goldrute zwecklos bemühte; indes entstand zunächst aus diesen Wünschen noch kein Schade, weil die gewünschten Dinge doch wenigstens möglich waren. Der übermütige Mann gab sich aber damit nicht zufrieden, sondern vermaß sich, um die Kraft der Rute auf die Probe zu stellen, Unmögliches zu wünschen. So hatte er eines Tages der Goldrute geboten, die Sonne vom Himmel herunterzuholen, damit er einmal seinen Rücken ganz dicht an der Sonne wärmen könne. Die Rute wollte zwar ihres Herrn Befehl ausführen, da aber das Herunterkommen der Sonne ein unmögliches Ding ist, so sandte der Schöpfer dem Wünschenden so flammende Strahlen aus der Sonne herab, daß er samt allen Gebäuden verbrannte, ohne daß auch nur eine Spur davon zurückblieb.

Ob nun die Glücksrute im Feuer geschmolzen ist oder nicht — niemand weiß jetzt Ort und Stelle anzugeben, wo man sie zu suchen hätte. Auch glaubt man, daß die heißen Sonnenstrahlen, die an diesem unglücklichen Tage herabschossen, die Bäume im Walde dermaßen in Schrecken versetzt hatten, daß ihre Zungen gebunden blieben und niemand später ein Wort mehr aus ihrem Munde vernommen hat.



Der Donnersohn

Der Donnersohn schloß mit dem Teufel einen Vertrag auf sieben Jahre, laut dessen der Teufel ihm als Knecht dienen und unweigerlich in allen Stücken des Herrn Willen erfüllen sollte; zum Lohn für treue Dienste versprach ihm der Donnersohn seine Seele zu geben. Der Teufel tat seine Schuldigkeit gegen seinen Herrn, er scheute nicht die schwerste Arbeit und murrte nimmer über das Essen, denn er wußte ja, was für einen Lohn er nach sieben Jahren von Rechts wegen erhalten sollte. Sechs Jahre waren vorüber und das siebente hatte begonnen, aber der Donnersohn hatte durchaus keine Lust, dem bösen Geist seine Seele so wohlfeilen Kaufes zu überlassen, und hoffte deshalb, durch irgend eine List den Klauen des Feindes zu entrinnen. Schon beim Abschluß des Vertrages hatte er dem alten Burschen den Streich gespielt, daß er ihm statt des eigenen Blutes Hahnenblut zur Besiegelung gab, und der Kurzsichtige hatte den Betrug nicht gemerkt. Und doch war eben dadurch das Band, das die Seele des Donnersohnes unauflöslich verstricken sollte, ganz locker geworden.

Obgleich das Ende der Dienstzeit immer näher rückte, hatte der Donnersohn sich immer noch keinen Kunstgriff ersonnen, der ihn freimachen konnte. Da traf es sich, daß an einem heißen Tage von Mittag her eine schwarze Wetterwolke aufstieg, die den Ausbruch eines schweren Gewitters drohte. Der alte Bursche verkroch sich sogleich in die Tiefe der Erde, zu welchem Zweck er immer ein Schlupfloch unter einem Steine bereit hatte. „Komm Brüderchen und leiste mir Gesellschaft,

bis das Ungewitter vorüber ist!" bat der Teufel seinen Herrn. „Was versprichst du mir, wenn ich deine Bitte erfülle?" fragte der Donnersohn. Der Teufel meinte, darüber könne man sich unten einigen, denn hier oben mochte er die Bedingungen nicht mehr besprechen, da die Wolke ihm jeden Augenblick über den Hals zu kommen drohte. Der Donnersohn dachte: heute hat die Furcht den alten Burschen ganz mürbe gemacht; wer weiß, ob es mir nicht glückt, von ihm los zu kommen. So ging er denn mit ihm in die Höhle. Das Gewitter dauerte sehr lange, Krach folgte auf Krach, daß die Erde zitterte und die Felsen erbebten. Bei jeder Erschütterung drückte sich der alte Bursche die Fäuste gegen die Ohren und kniff die Augen fest zu; kalter Schweiß bedeckte seine zitternden Glieder, und er konnte kein Wort hervorbringen. Gegen Abend, als das Gewitter vorüber war, sagte er zum Donnersohn: „Wenn der alte Vater nicht dann und wann so viel Lärm und Getöse machte, so könnte ich mit ihm schon durchkommen und könnte ruhig leben, da mir seine Pfeile unter der Erde nicht schaden können. Aber sein gräßliches Getöse greift mich so an, daß ich gleich die Besinnung verliere und nicht mehr weiß, was ich tue. Denjenigen, der mich von diesem Drangsal befreite, würde ich reichlich belohnen." Der Donnersohn erwiderte: „Da ist kein besserer Rat, als dem alten Papa das Donnergerät heimlich wegzunehmen." „Ich würde es schon entwenden," antwortete der Teufel, „wenn die Sache möglich wäre, aber der alte Donnergott ist stets wachsam, er läßt weder Tag noch Nacht das Donnerwerkzeug aus den Augen, wie wäre da ein Entwenden möglich?" Der Donnersohn blieb aber dabei, daß sich die Sache wohl machen ließe. „Ja, wenn du mir helfen würdest," rief der Teufel, „dann könnte der Anschlag vielleicht gelingen, ich allein komme damit nicht zurecht." Der Donnersohn versprach nun, sein Helfershelfer zu werden, verlangte aber dafür keinen geringeren Lohn, als daß der Teufel den Seelenkauf rückgängig mache. „Meinethalben nimm drei Seelen, wenn du mich von dieser gräßlichen Not und Angst befreist!" rief der Teufel vergnügt. Nun setzte ihm der Donnersohn auseinander, in welcher Weise er die Entwendung für möglich halte, wenn sie sich beide einmütig und mit vereinten Kräften ans Werk machten. „Aber," so schloß er, „wir müssen so lange warten, bis der alte Papa sich wieder einmal so sehr ermüdet, daß er in tiefen Schlaf fällt, denn gewöhnlich schläft er ja wie der Hase mit offenen Augen."

Einige Zeit nach dieser Beratung brach ein schweres Gewitter aus, das lange anhielt. Der Teufel saß wieder mit dem Donnersohn in seinem Schlupfwinkel unter dem Stein. Die Furcht hatte den alten Burschen so betäubt, daß er kein Wort von dem hörte, was sein Gefährte sprach. Am Abend aber erstiegen beide einen hohen Berg, wo der alte Bursche den Donnersohn auf seine Schultern hob und sich dann selber durch Zauber immer weiter in die Höhe reckte, wobei er sang:

„Recke, Brüderchen, dich aufwärts,
Wachse, Freundchen, in die Höhe!“

bis er zur Wolkengrenze hinaufgewachsen war. Als der Donnersohn über den Wolkenrand hinüber spähte, sah er den Donnergott ruhig schlafen, den Kopf auf zusammengeballte Wolken gestützt, aber die rechte Hand lag quer über das Donnergerät ausgestreckt. Man konnte es nicht fortnehmen, weil das Berühren der Hand den Schlafenden geweckt hätte. Der Donnersohn kroch nun von der Schulter des alten Burschen in die Wolken hinein, schlich leise wie eine Katze näher und suchte sich durch List zu helfen. Er holte hinter seinem Ohre eine Laus hervor und setzte sie dem alten Vater zum Kitzeln auf die Nase. Der Alte nahm alsbald die Hand, um seine Nase zu kratzen, in demselben Augenblick aber packte der Donnersohn das frei gewordene Donnerwerkzeug und sprang vom Wolkenrand auf den Nacken des Teufels zurück, der mit ihm den Berg hinunter rannte, als hätte er Feuer hinter sich. Der alte Bursche hielt auch nicht eher an, als bis er die Hölle erreicht hatte. Hier verschloß er seinen Raub in eiserner Kammer hinter sieben Schlössern, dankte dem Donnersohn für die treffliche Hilfe und leistete auf dessen Seele völlig Verzicht.

Jetzt aber brach über die Welt und die Menschen ein Unglück herein, welches der Donnersohn nicht hatte voraussehen können: die Wolken spendeten keinen Tropfen Feuchtigkeit mehr, und alles welkte in der Dürre hin. — „Hab ich leichtsinniger Weise dieses unerwartete Elend über die Leute gebracht, so muß ich suchen, die Sache, soweit möglich, wieder gut zu machen,“ dachte der Donnersohn und überlegte, wie der Not abzuhelfen sei. Er zog gen Norden an die finnische Grenze, wo ein berühmter Zauberer wohnte, entdeckte ihm den Raub und gab auch an, wo das Donnerwerkzeug versteckt sei. Da sagte der Zauberer: „Zunächst muß dem alten Vater Kunde werden, wo sein Donnergerät festgehalten wird, er findet dann selbst wohl Mittel und Wege, wieder zu seinem Eigentum zu gelangen.“ Und er schickte dem

alten Wolkenvater Botschaft durch den Adler des Nordens. Gleich am folgenden Morgen kam der Donnergott zum Zauberer, um ihm dafür zu danken, daß er die Spur des Diebstahls nachgewiesen hatte. Sodann verwandelte sich der Donnerer in einen Knaben, suchte einen Fischer auf und verdingte sich bei ihm als Sommerarbeiter. Er wußte nämlich, daß der Teufel häufig an den See kam, um Fische zu raffen, und hoffte, ihn dort einmal zu treffen. Wiewohl nun der Knabe Tag und Nacht kein Auge von seinen Netzen verwandte, so verging doch eine Weile, ehe er des Feindes ansichtig wurde. Dem Fischer war es längst aufgefallen, daß oftmals die bei Nacht in den See gelassenen Netze am Morgen leer heraufgezogen wurden, aber er konnte die Ursache nicht erklären. Sein Knabe wußte freilich recht gut, wer der Fischdieb sei, aber er wollte nicht früher sprechen, als bis er seinem Herrn den Dieb auch zeigen könnte.

In einer mondhellen Nacht, als er mit seinem Herrn an den See kam, um nach den Netzen zu sehen, traf es sich, daß der Dieb gerade bei der Arbeit war. Als sie über den Rand ihres Kahnes ins Wasser blickten, sahen sie beide, wie der alte Bursche aus den Maschen des Netzes Fische heraus holte und in seinen Schultersack stopfte. Am nächsten Tage ging der Fischer einen berühmten Zauberer um Hilfe an und bat ihn, den Dieb durch seine Kunst dermaßen an das Netz zu bannen, daß er ohne Willen des Besitzers sich nicht losmachen könne. Das geschah denn auch ganz nach des Fischers Wunsch. Als man am folgenden Tage das Netz aus dem See heraufwand, kam auch der alte Bursche mit an die Oberfläche und wurde ans Ufer gebracht. Hei! wie er da vom Fischer und Fischerknaben durchgegerbt wurde! Und weil er ohne Willen des Zauberers vom Netze nicht loskommen konnte, so mußte er alle Hiebe ruhig hinnehmen. Die Fischer zerschlugen ihm wohl ein Fuder Prügelstecken auf dem Leib, ohne hinzusehen, auf welchen Körperteil die Schläge fielen. Des alten Burschen Kopf blutete und war dick aufgeschwollen, die Augäpfel traten aus ihren Höhlen — es war ein gräßlicher Anblick — aber der Fischer und sein Knabe hatten kein Erbarmen mit dem gemarterten Teufel, sondern ruhten nur von Zeit zu Zeit aus, um von neuem drauf los zu dreschen. Als klägliches Bitten nicht half, bot der alte Bursche endlich ein hohes Lösegeld, ja er versprach dem Fischer die Hälfte seiner Habe und noch mehr, wenn der Bann gelöst würde. Der erzürnte Fischer ließ sich aber nicht eher auf den Handel ein, als bis ihm die letzte Kraft aus-

ging, so daß er keinen Stock mehr rühren konnte. Endlich kam, nachdem ein Vertrag geschlossen worden, der alte Bursche mit Hilfe des Zauberers vom Netze los, worauf er den Fischer bat, er möge nebst seinem Knaben mit ihm kommen, um das Lösegeld abzuholen. Wer weiß, ob er nicht hoffte, sie noch durch irgend eine List zu betrügen.

Im Höllenhof wurde den Gästen ein prächtiges Fest bereitet, das über eine Woche dauerte und bei dem es an nichts fehlte. Der alte Wirt zeigte den Gästen seine Schatzkammern und geheimnisvollen Geräte, und ließ von seinen Spielleuten dem Fischer die schönsten Weisen aufspielen. Eines Morgens sprach der Knabe heimlich zum Fischer: „Wenn du heute wieder bewirtet und geehrt wirst, so bitte dir aus, daß man das Instrument bringe, das in der Eisenkammer hinter sieben Schlössern liegt.“ Bei Tische, als die Männer schon einen halben Rausch hatten, bat der Fischer, man möge ihm das Instrument aus der geheimen Kammer zeigen. Der Teufel zeigte sich willig, holte das Instrument herbei und fing selbst an darauf zu spielen. Allein obgleich er aus Leibeskräften hineinblies und die Finger an der Röhre auf und ab bewegte, so war der Ton, den er herausbrachte, doch nicht besser als das Geschrei einer Katze, die in den Schwanz gekniffen wird, oder das Gequieke eines Ferkels, das man auf die Wolfsjagd nimmt. Lachend sagte der Fischer: „Quält euch nicht umsonst ab! ich sehe wohl, daß aus euch doch kein Dudelsackbläser mehr wird! Mein Hüterknabe würde es besser machen.“ „Oho!“ rief der Teufel. „Ihr meint vielleicht, das Blasen auf dem Dudelsack sei ungefähr wie das Flöten auf einem Weidenrohr, und haltet es für ein Kinderspiel? Komm, Freundchen, versuch es erst, und wenn du oder dein Hüterknabe etwas wie einen Ton auf dem Instrumente hervorbringen könnt, so will ich nicht länger der Höllenwirt heißen.“ „Da versuchs!“ rief er und reichte das Instrument dem Knaben hin. Der Knabe nahm es, als er aber den Mund an die Röhre setzte und hineinblies, da erbebten die Wände der Hölle, der Teufel und sein Gesinde fielen ohnmächtig hin und lagen wie tot da. Plötzlich stand an Stelle des Knaben der alte Vater Donnerer selbst neben dem Fischer, dankte für geleistete Hilfe und sagte: „Künftig, wenn mein Instrument wieder aus den Wolken ertönt, soll deinen Netzen reiche Gabe beschieden sein.“ Dann trat er eilig die Heimkehr an.

Unterwegs kam ihm der Donnersohn entgegen, fiel auf die Knie, bereute seine Schuld und bat demütig um Verzeihung. Der Vater

sagte: „Oft genug vergeht sich des Menschen Leichtsinn gegen die Weisheit des Himmels; dank darum deinem Glück, Söhnchen, daß ich wieder Macht habe, die Spuren des Elends zu vertilgen, das deine Torheit über die Leute gebracht hat.“ Mit diesen Worten setzte er sich auf einen Stein und blies das Donnerinstrument, bis die Regenpforten sich auftaten und die Erde tränkten. Den Donnersohn nahm der alte Vater als Knecht zu sich, und da muß er noch heute sein.



Wie eine Königstochter sieben Jahre geschlafen hat

Einmal war eines großen Königs Tochter plötzlich gestorben und Trauer und Wehklagen erfüllte das ganze Land. An dem Tage, wo die Tote eingesargt werden sollte, kam aus fernen Landen ein Zauberer in die trauernde Königsstadt. Er merkte, daß hier etwas Besonderes vorgefallen sein müsse und fragte, was denn die Bewohner so sehr drücke. Als er Auskunft erhalten hatte, begab er sich in den königlichen Palast, nannte sich einen weisen Arzt und bat um Zutritt zum König. Schon auf der Schwelle rief er mit starker Stimme: „Die Jungfrau ist nicht tot, sondern nur müde, laßt sie eine Zeitlang ruhen." Als der König diesen Ausspruch gehört hatte, befahl er dem Fremden, näher zu treten. Der Zauberer aber sagte: „Die Jungfrau darf nicht zu Grabe gebracht werden. Ich werde einen Glaskasten machen, darin wollen wir sie betten und ruhig schlafen lassen, bis die Zeit des Erwachens herankommt."

Der König war höchlich erfreut über diese Rede und versprach dem Zauberer reichen Lohn, wenn seine Verheißung sich erfüllen würde. Dieser machte darauf einen großen Glaskasten, legte seidene Kissen hinein, bettete die Königstochter darauf, schloß den Deckel und ließ den Kasten in ein großes Gemach tragen, jedoch Wachen vor die Tür stellen, damit niemand die Schlafende wecke.

Nachdem dies geschehen war, sagte der Zauberer zum König: „Sendet jetzt überall hin und lasset allen Glasvorrat aufkaufen, dann werde ich einen Ofen bauen, der größer sein wird als eure Königs-

stadt, und in ihm wollen wir unser Glas zu einem Berge zusammenschmelzen. Wenn sechs Jahre verstrichen sind und der Lerchensang den siebenten Sommer ankündet, dann sendet Boten nach allen Richtungen hin und lasset bekannt machen, daß es jedem jungen Manne erlaubt sei, sich als Bewerber um eure Tochter einzufinden. Wer von den Freiern dann, sei es zu Pferde oder auf seinen eigenen Füßen, des Glasberges Gipfel erklimmt, der muß euer Schwiegersohn werden. Wenn nämlich der auserkorene Mann kommt, was binnen sieben Jahren geschehen wird, dann wird eure Tochter aus dem Schlafe erwachen und dem Jünglinge einen goldenen Ring geben. Wer euch diesen Ring bringt, und wäre es der geringste eurer Untertanen, ja auch eines Tagelöhners Sohn, dem müßt ihr eure Tochter zur Gemahlin geben, sonst wird sie in ewigen Schlaf versinken."

Der König versprach, sich in allen Stücken nach dieser Vorschrift zu richten, und gab sofort Befehl, in allen angrenzenden Ländern den Glasvorrat anzukaufen. Als das sechste Jahr ablief, war soviel Glas beisammen, daß es eine Fläche von einer Meile sieben Klafter hoch bedeckte.

Inzwischen hatte der Zauberer seinen Schmelzofen fertig, der so hoch war, daß er fast an die unterste Wolkenschicht reichte. Der König gab ihm zweitausend Arbeiter, die das Glas in den Ofen taten. Hier schmolz es, und die Hitze wurde so stark, daß Sümpfe, Flüsse und kleine Seen austrockneten, ja selbst in Quellen und tiefen Brunnen eine Abnahme des Wassers zu bemerken war.

Zu dieser Zeit wohnte in einer Bauernhütte, die nicht weit von der Königsstadt liegt, ein alter Mann mit seinen drei Söhnen. Die beiden älteren waren gescheite, gewiegte Burschen, der jüngste aber etwas einfältig. Als der Vater erkrankte und sein Ende herannahen fühlte, ließ er seine Söhne vor sein Lager treten und sprach folgendermaßen: „Ich fühle, daß mein Heimgang herannaht, deshalb will ich euch meinen letzten Willen kund tun. Ihr, meine lieben älteren Söhne, sollt gemeinschaftlich Haus und Acker bestellen, solange ihr nicht beide heiratet. Die Herrschaft zweier Frauen würde einen Riß ins Hauswesen bringen, denn ein altes wahres Wort sagt: ‚Wo sieben unbeweibte Brüder friedlich beieinander leben, da wird es zweien Frauen zu eng, sie müssen sich zausen.' Tritt aber dieser Fall ein, so sollt ihr Haus und Felder untereinander teilen. Euer jüngster Bruder aber, der weder zum Wirt noch zum Knecht taugt, soll bei euch Obdach und

Nahrung finden, so lange er lebt. Zu diesem Zweck vermache ich euch beiden meinen Geldkasten. Euer jüngster Bruder ist zwar etwas kurz von Verstand, aber er hat ein gutes Herz und wird euch ebenso willig gehorchen, wie er mir gehorcht hat." Die älteren Brüder versprachen mit trockenem Auge und geläufiger Zunge, des Vaters Willen zu erfüllen, der jüngste sprach kein Wort und weinte bitterlich. „Noch eins will ich sagen," fuhr der Vater fort, „wenn ich tot bin und ihr mich begraben habt, so erweiset mir als letzten Liebesdienst, daß jeder von euch eine Nacht an meinem Grabe wacht." Beide älteren Brüder versprachen mit trockenem Auge und geläufiger Zunge, des Vaters Willen zu erfüllen, der jüngste sagte kein Wort und weinte bitterlich. Bald nach dieser Unterredung hatte der Vater seine Augen auf immer geschlossen.

Die beiden älteren Brüder richteten ein großes Gastmahl an und luden viele Gäste ein, damit der tote Vater mit allen Ehren bestattet werde. Sie selbst waren guter Dinge und aßen und tranken wie auf einer Hochzeit, während ihr jüngster Bruder still weinend am Sarge des Vaters stand. Als der Sarg dann weggetragen und ins Grab gesenkt wurde, da war dem jüngsten Sohne zu Mut, als wären nun alle Freuden begraben.

Spät am Abend, als die letzten Gäste fortgegangen waren, fragte der jüngste Bruder, wer die erste Nacht am Grabe des Vaters wachen solle. Die andern sagten: „Wir sind müde von der Besorgung des Begräbnisses, wir können heute Nacht nicht wachen, aber du hast nichts besseres zu tun, also geh du und halte Wache."

Der jüngste Bruder ging ohne ein Wort zu sagen zum Grabe des Vaters, wo alles still war und nur die Grille zirpte. Um nicht einzuschlafen, ging er leisen Schrittes auf und ab. Es mochte um Mitternacht sein, als es wie von einer klagenden Stimme aus dem Grabe tönte:

„Wessen Schritt ist's, der da schüttet
Groben Kiessand auf die Augen,
Schwarze Erde auf die Brauen?"

Der Sohn verstand die Frage und antwortete:

„Das ist ja dein jüngster Knabe
Dessen Schritt ist's, der da schüttet
Groben Kiessand auf die Augen,
Schwarze Erde auf die Brauen."

Die Stimme fragte weiter, warum die älteren Brüder nicht zuerst zur Wache gekommen seien, worauf der jüngste sie entschuldigte, sie hätten, ermüdet von der Beerdigung, heute nicht kommen können.

Wieder hob des Vaters Stimme an: „Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert, darum will ich dir auch deinen Lohn nicht vorenthalten. Es wird bald eine Zeit kommen, wo du dir bessere Kleider wünschen wirst, um in die Gesellschaft vornehmer Leute kommen zu können. Dann tritt an mein Grab, stampf mit deiner linken Ferse dreimal auf den Grabhügel und sprich: ‚Lieber Vater, ich bitte um meinen Lohn für die erste nächtliche Wacht.‘ Dann wirst du einen Anzug und ein Pferd erhalten. Aber sag deinen Brüdern nichts davon."

Mit Tagesanbruch ging der Jüngste heim, frühstückte etwas, um sich zu stärken, und legte sich dann nieder, um zu ruhen.

Als am Abend die Zeit herankam, fragte er bei den Brüdern an, wer von ihnen die Nacht am Grabe des Vaters wachen werde. Die Brüder antworteten spöttisch: „Nun, es wird wohl niemand kommen, um den Vater aus dem Grabe zu stehlen. Wenn du aber Lust hast, so kannst du ja auch diese Nacht dort wachen. Doch mit all deinem Wachen wirst du den Vater nicht wieder ins Leben zurückrufen." Der jüngste Bruder wurde über diese lieblose Rede noch betrübter und verließ mit Tränen in den Augen die Hütte.

Auf dem Grabe des Vaters war alles ruhig, wie gestern Nacht, nur die Grille zirpte im Grase. Damit er nicht einschliefe, ging er leisen Schrittes auf und ab. Es mochte wohl Mitternacht sein, die Hähne hatten schon zweimal gekräht, als eine klagende Stimme aus dem Grabe sich vernehmen ließ:

„Wessen Schritt ist's, der da schüttet
Groben Kiessand auf die Augen,
Schwarze Erde auf die Brauen?"

Der Sohn verstand die Frage und erwiderte:

„Das ist ja dein jüngster Knabe,
Dessen Schritt ist's, der da schüttet,
Groben Kiessand auf die Augen,
Schwarze Erde auf die Brauen."

Die Stimme fragte weiter, warum keiner der älteren Brüder gekommen sei, und der jüngste entschuldigte sie, sie seien von dem Tagwerk zu ermüdet, um zu wachen.

Wieder hob des Vaters Stimme an: „Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert, darum werd ich dir deinen Lohn auch nicht vorenthalten. Bald wird eine Zeit kommen, wo du dir einen noch besseren Anzug wünschen wirst, als den, welchen du dir gestern verdient hast. Dann tritt nur dreist an mein Grab, stampf mit deiner linken Ferse dreimal auf den Grabhügel und sprich: ‚Lieber Vater, ich bitte um meinen Lohn für die zweite nächtliche Wacht!‘ Sofort wirst du einen prächtigeren Anzug und ein schöneres Pferd erhalten, so daß die Leute ihre Augen nicht von dir wegwenden mögen. Aber sag deinen Brüdern nichts davon.“

Mit Tagesanbruch ging er von der Grabeswacht nach Hause, fand die beiden älteren Brüder noch schlafend, frühstückte etwas, um sich zu stärken, streckte sich dann auf die Ofenbank hin und schlief, bis die Sonne schon etwas über Mittag stand.

Als am Abend die Zeit wieder herannahte, fragte er die Brüder, wer von ihnen die Nacht am Grabe des Vaters wachen würde? Sie lachten und sagten: „Wer die wohlfeile Arbeit zwei Nächte getan hat, der kann sie auch die dritte Nacht tun. Der Vater wird aus seinem Grabe nicht davonlaufen, und noch weniger werden die Leute kommen, ihn zu stehlen. Wäre er noch bei vollem Verstande gewesen, so hätte er einen solchen Wunsch nicht geäußert. Der jüngste Bruder war sehr betrübt über ihre lieblose Rede und ging wieder mit tränenden Augen davon.

Auf dem Grabe des Vaters war alles still, wie die beiden Nächte zuvor, nur die Grille zirpte im Grase, und die Schnepfe meckerte unter hohem Himmel. Um nicht einzuschlafen, ging der Grabeswächter mit leisen Schritten auf und ab. Es mochte Mitternacht sein, die Hähne hatten schon zweimal gekräht, da rief wieder die klagende Stimme aus dem Grabe:

„Wessen Schritt ist's, der da schüttet
Groben Kiessand auf die Augen,
Schwarze Erde auf die Brauen?“

Der Sohn verstand die Frage und erwiderte:

„Das ist ja dein jüngster Knabe,
Dessen Schritt ist's, der da schüttet
Groben Kiessand auf die Augen,
Schwarze Erde auf die Brauen.“

Die Stimme fragte wieder, weswegen die älteren Brüder nicht gekommen seien, und erhielt dieselbe Antwort wie gestern.

Aber des Vaters Stimme hob wieder an: „Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert, ich will dir den deinigen nicht vorenthalten. Bald wird eine Zeit kommen, wo du an dir selbst erfahren wirst, daß der Mensch, je mehr er hat, desto mehr begehrt. Einem guten Sohne aber, der seinem Vater auch nach dem Tode noch Liebe erwies, müssen alle Wünsche erfüllt werden. Zwar wollte ich meine verborgenen Schätze unter deine Brüder teilen, jetzt bist du jedoch mein einziger Erbe. Wenn dir deine prächtigen Kleider und Pferde, die ich dir für die erste und zweite nächtliche Wacht zum Lohne versprach, nicht mehr gefallen, so tritt dreist an mein Grab, stampf mit deiner linken Ferse dreimal auf den Grabhügel und sprich: ‚Lieber Vater, ich bitte um meinen Lohn für die dritte nächtliche Wacht!‘ und augenblicklich wirst du die allerprächtigsten Kleider und die allerkostbarsten Pferde erhalten. Alle Welt wird mit Bewunderung auf dich blicken, deine älteren Brüder werden dich beneiden und ein großer König wird dich zum Schwiegersohn wählen. Aber sag deinen Brüdern nichts davon."

Mit Tagesanbruch ging der Grabeswächter nach Hause und dachte bei sich selbst: so eine Zeit wird für dich Armen wohl niemals kommen. Als er dann ein wenig gefrühstückt hatte, um sich zu stärken, streckte er sich auf die Ofenbank, schlief ein und erwachte erst, als die Sonne schon in den Wipfeln des Waldes stand.

Während er schlief, sprechen die älteren Brüder untereinander: „Dieser Nachtwacher und Tagschläfer wird uns nie zu was nützen, wozu füttern wir ihn? Wir täten besser, das Futter einem Schweine zu geben, das wir zu Weihnachten schlachten können." Der älteste Bruder setzte hinzu: „Werfen wir ihn aus dem Hause, er kann vor fremder Leute Türen sein Brot betteln!" Da meinte aber der andere, das würde doch nicht gut angehen und ihnen selber Schande bringen, wenn sie, als wohlhabende Leute, den Bruder betteln gehen ließen. „Lieber wollen wir ihm die Brosamen von unserem Tische hinwerfen, satt soll er nicht dabei werden, aber auch nicht Hungers sterben."

Inzwischen hatte der Zauberer seinen Glasberg fertig geschmolzen und der König hatte überall bekannt machen lassen, daß jeder junge Mann kommen dürfe, sich um seine Tochter zu bewerben, daß aber nur demjenigen die Jungfrau ihre Hand reichen werde, der zu Pferde oder auf eigenen Füßen den Gipfel des Glasberges erklimmen könne.

Der König ließ nun ein großes Gelage anrichten für alle die Gäste, die sich einfinden würden. Das Gelage sollte drei Tage währen. Für jeden Tag wurden hundert Ochsen und siebenhundert Schweine geschlachtet, und fünfhundert Fässer Bier gebraut. Die aufgestapelten Würste ragten gleich Wänden, die Hefenbrote und Kuchen bildeten Haufen, so hoch wie die größten Heuschober.

Die schlafende Königstochter wurde in ihrem Glaskasten auf den Gipfel des Glasberges getragen. Von allen Seiten strömten Fremde herbei, teils um das Wagestück zu versuchen, teils um das Wunder mit anzusehen. Der glänzende Berg strahlte wie eine zweite Sonne, so daß man ihn schon viele Meilen weit aus der Ferne erblickte.

Die beiden älteren Brüder hatten sich Festkleider machen lassen und gingen auch zum Gastmahl. Der jüngste mußte zu Hause bleiben, damit er in seinem elenden Aufzug den schmucken Brüdern keine Schande mache. Aber kaum hatten sich die älteren Brüder auf den Weg gemacht, so ging der jüngste an des Vaters Grab, tat wie die Stimme ihn gelehrt hatte und sprach: „Lieber Vater, ich bitte um meinen Lohn für die erste nächtliche Wacht!" — In dem nämlichen Augenblick stand ein ehernes Roß da mit ehernem Zaum, und auf dem Sattel lag die schönste glänzendste Rüstung, vollständig vom Scheitel bis zur Sohle, und alles paßte so gut, als wär es auf seinen Leib gemacht.

Um Mittag kam der eherne Mann auf seinem ehernen Pferd an den Glasberg, wo Hunderte und Tausende standen, aber kein einziger war imstande, auch nur einige Schritte den glatten Berg hinauf zu kommen. Der eherne Reiter drängte sich durch die Menge, ritt ein Drittel des Berges hinauf, als wäre es geschwendetes Land, kehrte dann um, grüßte den König und verschwand wieder. Manche Zuschauer wollten bemerkt haben, daß die schlafende Königstochter ihre Hand regte, als der eherne Mann hinaufritt.

Beide Brüder konnten am Abend nicht genug von der wunderbaren Tat des ehernen Mannes und seines ehernen Pferdes erzählen. Der jüngste Bruder hörte ihre Reden schweigend an, ließ sich aber nicht merken, daß er selber der Mann gewesen war.

Am andern Morgen gingen die Brüder mit Sonnenaufgang wieder fort, um die Gasterei nicht zu versäumen. Die Sonne stand im Südost, als der jüngste Bruder an das Grab des Vaters kam. Er tat nach der Vorschrift und sagte: „Lieber Vater, ich bitte um

meinen Lohn für die zweite nächtliche Wacht!" In dem nämlichen Augenblick stand ein silbernes Pferd da mit silbernem Zaum und Sattel, und auf dem Sattel lag die prächtigste, glänzendste silberne Rüstung, vollständig vom Scheitel bis zur Sohle, und alles paßte so gut, als wär es auf seinen Leib gemacht.

Am Mittag kam der silberne Mann mit seinem Silberpferd an den Glasberg, wo Hunderte und Tausende standen, aber kein einziger war imstande, auch nur einige Schritte auf den glatten Berg hinaufzukommen. Der silberne Reiter drängte sich durch die Menge, ritt ein gut Stück über die Hälfte den Glasberg hinauf, der für die Hufe seines Pferdes wie geschwendetes Land zu sein schien, kehrte um, grüßte den König und war gleich darauf verschwunden. Heute hatten die Leute deutlich gesehen, daß die schlafende Königstochter bei der Annäherung des silbernen Mannes ihren Kopf bewegt hatte.

Die Brüder waren am Abend nach Hause gekommen und konnten nicht genug Rühmens machen von des silbernen Mannes und seines Silberpferdes wunderbarer Tat, meinten aber doch zuletzt, es könne kein wirklicher Mensch sein, sondern alles sei nur ein Zauberblendwerk. Der jüngste Bruder hörte ihren Reden still zu, ließ sich aber davon nichts merken, daß er selber der Mann gewesen war.

Am andern Morgen waren beide älteren Brüder mit Tagesanbruch wieder fortgegangen. An diesem Tage hatte sich noch mehr Volk versammelt, weil heute die sieben Tage und die sieben Jahre um waren, nach deren Ablauf die Königstochter aus ihrem langen Schlaf erwachen sollte. Die Sonne stand schon ziemlich hoch, als der jüngste Bruder an des Vaters Grab ging. Er tat nach der Vorschrift und sprach: „Lieber Vater, ich bitte um meinen Lohn für die dritte nächtliche Wacht!" In demselben Augenblicke stand ein goldenes Pferd da mit goldenem Zaum und Sattel, und auf dem Sattel lag die schönste goldene Rüstung, vollständig vom Scheitel bis zur Sohle, und alles paßte so gut, als wär es auf seinen Leib gemacht.

Um Mittag kam der goldene Mann mit seinem Goldpferd an den Glasberg, wo Hunderte und Tausende standen, doch kein einziger war imstande, auch nur einige Schritte auf den Glasberg hinaufzukommen. Weder der eherne Reiter noch der silberne hatte Spuren auf dem Berge zurückgelassen, der glatt geblieben war wie zuvor. Der goldene Reiter drängte sich durch die Menge, ritt den Berg hinauf bis zum Gipfel, und der Berg schien für die Hufe seines Pferdes

wie geschwendetes Land zu sein. Als er oben angekommen war, sprang der Deckel des Kastens von selber auf, die schlafende Königstochter richtete sich empor, zog einen goldenen Ring von ihrem Finger und gab ihn dem goldenen Reiter. Dieser aber hob die Jungfrau auf sein Goldpferd und ritt mit ihr langsam den Berg hinunter. Dann legte er sie in des Königs Arme, grüßte anmutig und war im nächsten Augenblick verschwunden, als wär er in die Erde gesunken.

Des Königs Freude könnt ihr euch leicht vorstellen. Am andern Tage hatte er, dem Rat des weisen Mannes zufolge, überall bekannt machen lassen, daß der, welcher der Prinzessin goldenen Ring zurückbringen würde, sein Schwiegersohn werden solle. Von den Gästen waren die meisten zur Nacht dageblieben, um zu sehen, wie die Sache ablaufen werde. Auch die älteren Brüder waren darunter und ließen sich die Bewirtung trefflich munden. Aber ihr Erstaunen war nicht gering, als sie sahen, wie ein schlecht gekleideter Mann, in dem sie bald ihren verschmähten Bruder erkannten, an den König herantrat. Dieser Bettler trug in der Tat den Ring der Königstochter an seiner Hand. Da bereute der König seine Zusage, denn so etwas hatte er nicht ahnen können.

Aber der Zauberer sagte zum Könige: „Der Jüngling, den ihr seines schlechten Aufzuges wegen für einen Bettler haltet, ist der Sohn eines mächtigen Königs, dessen Land weit entfernt liegt. Er wurde drei Tage nach seiner Geburt von einer bösen Frau mit einem Bauernsohne vertauscht. Dieser starb jedoch schon im ersten Monat, während der gestohlene Königssohn in einer Bauernhütte aufwuchs und seinem vermeintlichen Vater immer gehorsam war."

Der König war mit dieser Auskunft zufrieden, und ließ einen großen Hochzeitsschmaus anrichten, der vier Wochen dauerte. Später vererbte er alle seine Reiche auf seinen Schwiegersohn. Sobald dieser nun die Bauernkleider abgelegt hatte, benahm er sich gar nicht mehr einfältig, sondern seinem Stande gemäß und als kluger Herr. Seine Einfalt war ihm ja nicht angeboren, sondern das böse Weib hatte sie ihm angetan. Sonntags zeigte er sich dem Volke in seiner Goldrüstung auf seinem goldenen Roß. Seine vermeintlichen Brüder aber waren vor Neid und Wut gestorben.



Der Nordlandsdrache

Vormals lebte, der Erzählung alter Leute zufolge, ein greuliches Untier, das aus Nordland gekommen war, schon große Landstriche von Menschen und Tieren entblößt hatte und allmählich, wenn niemand Abhilfe gebracht hätte, alles Lebendige vom Erdboden vertilgt haben würde.

Es hatte einen Leib wie ein Ochs und Beine wie ein Frosch, nämlich zwei kurze vorn und zwei lange hinten, ferner einen schlangenartigen, zehn Klafter langen Schweif; es bewegte sich wie ein Frosch, legte aber mit jedem Sprunge eine halbe Meile zurück. Zum Glück blieb es an dem Orte, wo es sich einmal niedergelassen hatte, mehrere Jahre und zog nicht eher weiter, als bis die ganze Umgegend kahl gefressen war. Der Leib war über und über mit Schuppen bedeckt, die fester waren als Stein und Erz, so daß nichts ihn beschädigen konnte. Die beiden großen Augen funkelten bei Nacht und bei Tage wie die hellsten Kerzen, und wer einmal das Unglück hatte, in ihren Glanz hineinzublicken, der war wie bezaubert und mußte dem Ungeheuer von selbst in den Rachen laufen. So kam es, daß sich ihm Tiere und Menschen selber zum Fraße lieferten, ohne daß es sich von der Stelle zu rühren brauchte.

Die Könige der Umgegend hatten demjenigen überaus großen Lohn versprochen, der durch Zauber oder durch andere Gewalt das Ungeheuer vertilgen könnte, und viele hatten schon ihr Heil versucht, aber ihre Unternehmungen waren alle gescheitert. So wurde einst ein großer Wald, in dem das Ungeheuer hauste, in Brand gesteckt. Der Wald brannte

nieder, aber dem schändlichen Tiere konnte das Feuer nicht das geringste anhaben. Allerdings sagten Überlieferungen, die im Munde alter Leute waren, daß niemand auf andere Weise des Ungeheuers Herr werden könne, als durch des Königs Salomo Siegelring, auf diesem sei eine Geheimschrift eingegraben, aus der man erfahre, wie das Untier umgebracht werden könne. Allein niemand wisse zu melden, wo jetzt der Ring verborgen sei, und ebensowenig sei ein Zauberer zu finden, der die Schrift deuten könne.

Endlich entschloß sich ein junger Mann, der Herz und Kopf auf dem rechten Fleck hatte, auf gut Glück den Spuren des Ringes nachzuforschen. Er schlug den Weg gen Morgen ein, wo vornehmlich die Weisheit der Vorzeit zu finden ist. Erst nach einigen Jahren traf er mit einem berühmten Zauberer des Ostens zusammen und fragte ihn um Rat. Der Zauberer erwiderte: „Das bischen Klugheit der Menschen kann dir hier nichts helfen, aber Gottes Vögel unter dem Himmel werden dir die besten Führer sein, wenn du ihre Sprache erlernen willst. Ich kann dir dazu verhelfen, wenn du einige Tage bei mir bleiben willst." Der Jüngling nahm das Anerbieten mit Dank an und sagte: „Für jetzt bin ich freilich nicht imstande, dich für deine Wohltat zu beschenken, fällt aber mein Unternehmen glücklich aus, so werde ich dir deine Mühe reichlich vergelten." Nun kochte der Zauberer aus neunerlei Kräutern, die er heimlich bei Mondenschein gesammelt hatte, einen kräftigen Trank und gab davon dem Jüngling drei Tage hintereinander neun Löffel täglich zu trinken; so lernte dieser die Vogelsprache verstehen. Beim Abschied sagte der Zauberer: „Solltest du das Glück haben, Salomonis Ring zu entdecken und dessen habhaft zu werden, so komm zu mir zurück, damit ich dir die Schrift auf dem Ringe deute, denn es lebt jetzt außer mir keiner, der das vermöchte."

Schon am nächsten Tage fand der Jüngling die Welt wie verwandelt, er ging nirgends mehr allein, sondern hatte überall Gesellschaft, weil er die Vogelsprache verstand, durch die ihm vieles offenbar wurde, was menschliche Einsicht ihn nicht hätte lehren können. Aber geraume Zeit verfloß, ohne daß er von dem Ring etwas gehört hatte. Da geschah es eines Abends, als er vom Gang und der Hitze ermüdet, sich zeitig im Walde unter einem Baume niedergelassen hatte, um sein Abendbrot zu essen, daß auf hohem Wipfel zwei buntgefiederte fremde Vögel ein Gespräch miteinander führten, das ihn betraf.

Der erste Vogel sagte: „Ich kenne den windigen Herumtreiber unter dem Baume da, der schon so lange wandert, ohne die Spur zu finden. Er sucht den verlorenen Ring des Königs Salomo." Der andere Vogel erwiderte: „Ich glaube, er müßte bei der Höllenjungfrau Hilfe suchen, die wäre gewiß imstande, ihm auf die Spur zu helfen. Wenn sie den Ring auch nicht selbst hat, so weiß sie doch ganz genau, wer das Kleinod jetzt besitzt." Der erste Vogel meinte: „Das wäre schon recht, aber wo soll er die Höllenjungfrau auffinden, die nirgends eine bleibende Stätte hat, sondern heute hier und morgen dort wohnt; ebenso gut könnte er die Luft festhalten." Der andere Vogel erwiderte: „Ihren gegenwärtigen Aufenthalt weiß ich zwar nicht, aber heute binnen drei Tagen kommt sie zur Quelle, ihr Gesicht zu waschen, wie sie jeden Monat in der Nacht des Vollmondes tut, damit die Schönheit nie von ihren Wangen schwinde und die Runzeln des Alters ihr Antlitz nicht zusammenziehn." Der erste Vogel sagte: „Nun, die Quelle ist nicht weit von hier, wollen wir des Spaßes halber ihr Treiben mit ansehn?" „Meinethalben, wenn du willst," gab der andere Vogel zur Antwort. — Der Jüngling war gleich entschlossen, den Vögeln zu folgen und die Quelle aufzusuchen, doch machte ihn zweierlei besorgt, erstens, daß er die Zeit verschlafen könne, wo die Vögel aufbrächen, und zweitens, daß er keine Flügel hatte, um dicht hinter ihnen zu bleiben. Er war zu sehr ermüdet, um die ganze Nacht wach zu bleiben, die Augen fielen ihm zu. Aber die Sorge ließ ihn doch nicht ruhig schlafen, er wachte öfter auf, um den Aufbruch der Vögel nicht zu verpassen. Darum freute er sich sehr, als er bei Sonnenaufgang zum Wipfel hinaufblickte und die buntgefiederten Gesellen noch sah, wie sie unbeweglich saßen, mit den Schnäbeln unter den Federn. Er verzehrte sein Frühstück und wartete dann, daß die Vögel aufbrechen sollten. Aber sie schienen diesen Morgen nirgends hin zu wollen, sie flatterten, wie zur Kurzweil, oder um Nahrung zu suchen, von einem Wipfel zum andern und trieben das fort bis zum Abend, wo sie sich an der alten Stelle zur Ruhe begaben. Ebenso ging es noch den folgenden Tag. Erst am Morgen des dritten Tages sagte der eine Vogel zum andern: „Heute müssen wir zur Quelle, um zu sehen, wie sich die Höllenjungfrau ihr Antlitz wäscht." Bis Mittag blieben sie noch, dann flogen sie davon und nahmen ihren Weg gerade gen Süden. Dem Jüngling klopfte das Herz vor Furcht, seine Führer aus dem Gesicht zu verlieren. Aber die Vögel waren nicht weiter geflogen, als

sein Blick reichte und hatten sich dann auf einem Baumwipfel niedergelassen. Der Jüngling rannte ihnen nach, daß seine Haut dampfte und ihm der Atem zu stocken drohte. Nach dreimaligem Ausruhen kamen die Vögel auf eine kleine Fläche, an deren Rand sie sich auf einem hohen Baumwipfel niederließen. Als der Jüngling nach ihnen dort anlangte, gewahrte er mitten in der Fläche eine Quelle; er setzte sich nun unter denselben Baum, auf dessen Wipfel die Vögel sich aufhielten. Dann spitzte er seine Ohren, um zu vernehmen, was die Buntgefiederten miteinander redeten.

„Die Sonne ist noch nicht unter," sagte der eine Vogel, „wir müssen noch eine Weile warten, bis der Mond aufgeht und die Jungfrau zur Quelle kommt. Wollen doch sehen, ob sie den Jüngling unter dem Baume bemerkt?" Der andere Vogel erwiderte: „Ihrem Auge entgeht wohl nichts, was nach einem jungen Manne riecht. Sollte der Jüngling verschlagen genug sein, um nicht in ihr Garn zu gehen?" Worauf der erste Vogel sagte: „Wir werden ja sehen, wie sie miteinander fertig werden."

Der Abend war schon vorgerückt, der Vollmond stand schon hoch über dem Walde, da hörte der Jüngling ein leises Geräusch. Nach einigen Augenblicken trat aus dem Walde ein Mädchen hervor und schritt flüchtigen Fußes, so daß ihre Sohlen den Boden nicht zu berühren schienen, über den Rasen zur Quelle. Der Jüngling mußte sich gestehen, daß er in seinem Leben noch kein schöneres Weib gesehen habe, und mochte kein Auge mehr von der Jungfrau verwenden.

Diese ging, ohne seiner zu achten, zur Quelle, hob die Augen zum Monde empor, fiel auf die Knie, tauchte neunmal ihr Antlitz in die Quelle, blickte jedesmal den Mond an und rief: „Vollwangig und hell, wie du jetzt bist, möge auch meine Schönheit blühen unvergänglich!" Dann ging sie neunmal um die Quelle und sang nach jedem Gange:

„Nicht der Jungfrau Antlitz welke,
Nie der Wangen Rot erbleiche,
Ob der Mond auch wieder schwinde,
Möge ich doch immer wachsen,
Mir das Glück stets neu erblühen!"

Darauf trocknete sie sich mit ihren langen Haaren das Gesicht ab und wollte von dannen gehen, als ihre Augen plötzlich auf die

Stelle fielen, wo der Jüngling unter dem Baume saß. Sogleich wandte sie ihre Schritte dahin. Der junge Mann erhob sich und blieb in Erwartung stehen. Das schöne Mädchen kam näher und sagte: „Eigentlich müßtest du einer schweren Strafe verfallen, weil du der Jungfrau heimliches Tun im Mondschein belauscht hast, aber da du fremd bist und zufällig herkamst, so will ich dir verzeihen. Doch mußt du mir wahrheitsgetreu bekennen, woher du bist und wie du hierher kamst, wohin bisher noch kein Sterblicher seinen Fuß gesetzt hat?" Der Jüngling antwortete: „Vergebt, teure Jungfrau, wenn ich ohne Wissen und Willen gegen euch gefehlt habe. Da ich nach langer Wanderung hierher geriet, fand ich den schönen Platz unter dem Baume, und wollte da mein Nachtlager nehmen. Eure Ankunft ließ mich zögern, so blieb ich sitzen, weil ich glaubte, daß stilles Schauen euch nicht nachteilig werden könne." Die Jungfrau versetzte liebreich: „Komm zur Nacht zu uns! Auf Kissen ruht es sich besser als hier auf kühlem Moose!" Der Jüngling stand ein Weilchen zweifelnd und wußte nicht, was er tun solle, ob das freundliche Anerbieten annehmen oder zurückweisen. Da sprach auf dem Baumwipfel ein Vogel zum andern: „Er wäre ein Tor, wenn er sich das Anerbieten nicht gefallen ließe." Die Jungfrau, die der Vogelsprache wohl nicht kundig war, sagte mit freundlicher Mahnung: „Fürchte nichts, mein Freund! ich lade dich nicht in böser Absicht ein, ich wünsche dir von ganzem Herzen Gutes!" Die Vögel sagten hinterdrein: „Geh, wohin man dich ruft, aber hüt dich, Blut zu geben, um deine Seele nicht zu verkaufen."

Nun ging der Jüngling mit ihr. Nicht weit von der Quelle kamen sie in einen schönen Garten, wo ein prächtiges Wohnhaus stand, das im Mondschein schimmerte, als wären Dach und Wände aus Gold und Silber gegossen. Als der Jüngling hineintrat, fand er viele prachtvolle Gemächer, eins immer schöner als das andere; viele hundert Kerzen brannten auf goldenen Leuchtern und verbreiteten überall eine Helligkeit wie die des Tages. Darauf gelangten sie in ein Gemach, wo eine mit köstlichen Speisen besetzte Tafel sich befand. An der Tafel standen zwei Stühle, der eine von Silber, der andere von Gold. Die Jungfrau ließ sich auf den goldenen Stuhl nieder und bat den Jüngling, sich auf den silbernen zu setzen. Weißgekleidete Mädchen trugen die Speisen auf und räumten sie wieder ab, wobei aber kein Wort gesprochen wurde, auch traten die Mädchen so leise auf, als gingen sie

auf Katzenpfoten. Nach Tisch, als der Jüngling mit der königlichen Jungfrau allein geblieben war, wurden Gespräche geführt, bis endlich ein Frauenzimmer in roter Kleidung erschien, um zu erinnern, daß es Zeit sei, sich schlafen zu legen.

Da führte die Jungfrau den Jüngling in eine andere Kammer, wo ein seidenes Bett mit Daunenkissen stand; sie wies es ihm und entfernte sich. Der Jüngling meinte bei lebendigem Leibe im Himmel zu sein, auf Erden sei solch ein Leben nicht zu finden. Nur darüber wußte er später keine Rechenschaft zu geben, ob ihn Träume getäuscht, oder ob er wirklich Stimmen an seinem Bette vernommen hätte, die ihm ein Wort zuriefen, das sein Herz erschreckte: „Gib kein Blut!"

Am andern Morgen fragte ihn die Jungfrau, ob er nicht Lust habe, hier zu bleiben, wo die ganze Woche aus lauter Feiertagen bestehe. Und als der Jüngling auf die Frage nicht gleich Antwort gab, setzte sie hinzu: „Ich bin, wie du selbst siehst, jung und schön, und ich stehe unter niemands Botmäßigkeit, sondern kann tun, was mir beliebt. Bisher ist es mir noch nie in den Sinn gekommen zu heiraten, aber von dem Augenblick an, wo ich dich erblickte, stiegen mir plötzlich andere Gedanken auf, denn du gefällst mir. Sollten nun unsere Gedanken übereinstimmen, so könnte ein Paar aus uns werden. Hab und Gut besitz ich unendlich viel und so kann ich Tag für Tag königlich leben. Was dein Herz nur begehrt, kann ich dir gewähren." Wohl drohte die Schmeichelrede des schönen Mädchens des Jünglings Sinn zu verwirren, aber zu seinem Glücke fiel ihm ein, daß die Vögel sie die Höllenjungfrau genannt und ihn gewarnt hatten, daß er ihr Blut gebe, und daß er auch in der Nacht, sei es träumend oder wachend, dieselbe Warnung vernommen habe. Darum erwiderte er: „Teure Jungfrau, verargt es mir nicht, wenn ich euch aufrichtig sage, daß man das Freien nicht abmachen kann wie einen Roßkauf, sondern daß es dazu längerer Überlegung bedarf. Vergönnt mir deshalb einige Tage Bedenkzeit, dann wollen wir uns darüber verständigen." „Warum nicht, erwiderte das schöne Mädchen, „meinethalben kannst du dich einige Wochen bedenken und mit deinem Herzen zu Rate gehen."

Damit nun dem Jüngling inzwischen die Zeit nicht lang würde, führte ihn die Jungfrau von einer Stelle ihres prächtigen Hauses zur andern und zeigte ihm all die reichen Schatzkammern und Truhen, die sein Herz erweichen sollten. All diese Schätze waren aber durch Zauberei entstanden, denn die Jungfrau konnte mit Hilfe des Salo-

monischen Siegelrings alle Tage und an jedem Ort eine solche Wohnung nebst allem Zubehör hervorbringen, aber das alles hatte keine Dauer: es war vom Winde hergeweht und ging auch wieder in den Wind, ohne eine Spur zurückzulassen. Da der Jüngling das aber nicht wußte, so hielt er das Blendwerk für Wirklichkeit. Eines Tages führte ihn die Jungfrau in eine verborgene Kammer, wo auf einem silbernen Tisch ein goldenes Schächtelchen stand. Auf das Schächtelchen zeigend sagte sie: „Hier steht mein teuerster Schatz, dessen Gleichen auf der ganzen Welt nicht zu finden ist, es ist ein kostbarer goldener Ring. Wenn du mich freien solltest, so würde ich dir diesen Ring zum Mahlschatz geben, und er würde dich zum glücklichsten aller Menschen machen. Damit aber das Band unserer Liebe ewige Dauer erhält, mußt du mir dann für den Ring drei Tropfen Blut von dem kleinen Finger deiner linken Hand geben."

Als der Jüngling diese Rede hörte, überlief es ihn kalt; daß sie sich Blut ausbedang, erinnerte ihn daran, daß er seine Seele aufs Spiel setze. Er war aber schlau genug, sich nichts merken zu lassen und auch keine Einwendung zu machen, vielmehr fragte er, was es für eine Bewandtnis mit dem Ringe habe. Die Jungfrau erwiderte: „Kein Lebender ist bis jetzt imstande gewesen, die Kraft dieses Ringes ganz zu ergründen, weil keiner dessen geheime Zeichen vollständig zu deuten wußte. Aber schon mit dem halben Verständnis vermag ich Wunder zu verrichten, die mir kein anderes Wesen nachmachen kann. Steck ich den Ring auf den kleinen Finger meiner linken Hand, so kann ich mich wie ein Vogel in die Luft schwingen und hinfliegen, wohin ich will. Steck ich den Ring auf den Ringfinger meiner linken Hand, so bin ich sogleich für alle unsichtbar, mich selbst und alles, was mich umgibt, sehe ich, aber die andern sehen mich nicht. Steck ich den Ring an den Mittelfinger meiner linken Hand, dann kann mir kein scharfes Werkzeug, noch Wasser und Feuer etwas anhaben. Steck ich den Ring an den Zeigefinger meiner linken Hand, dann kann ich mir mit seiner Hilfe alle Dinge schaffen, die ich begehre. Ich kann in einem Augenblick Häuser aufbauen und sonstige Gegenstände hervorbringen. So lange endlich der Ring am Daumen der linken Hand sitzt, ist die Hand so stark, daß sie Felsen und Mauern brechen kann. Außerdem trägt der Ring noch andere geheime Zeichen, die bis heute noch niemand zu deuten wußte. Doch enthalten sie gewiß noch viele wichtigen Geheimnisse. Der Ring war vor alters

Eigentum des Königs Salomo, des weisesten der Könige, unter dessen Regierung die weisesten Männer lebten. Doch ist es bis auf den heutigen Tag nicht kund geworden, ob der Ring durch göttliche Kraft oder durch Menschenhände entstanden ist. Es wird behauptet, daß ein Engel dem weisen König den Ring geschenkt habe." Als der Jüngling die Schöne so reden hörte, war sein erster Gedanke, sich des Ringes durch List zu bemächtigen, er tat deshalb, als ob er das Gehörte durchaus nicht für wahr halten könne. So hoffte er die Jungfrau zu bewegen, daß sie den Ring aus dem Schächtelchen nehme und ihm zeige — wobei er dann vielleicht Gelegenheit fände, sich des Wunderringes zu bemächtigen. Er wagte aber nicht, die Jungfrau geradezu darum zu bitten, daß sie ihm den Ring zeige. Er umschmeichelte sie und geberdete sich zärtlich, aber sein Herz sann nur darauf, in den Besitz des Ringes zu gelangen. Schon nahm die Jungfrau den Schlüssel zum Kästchen aus dem Busen, um es aufzuschließen, aber sie steckte ihn wieder zu sich und sagte: „Dazu haben wir künftig noch Zeit genug." Ein paar Tage darauf kam die Rede wieder auf den Wunderring, und der Jüngling sagte: „Nach meinem Dafürhalten sind solche Dinge, wie ihr sie mir von der Kraft eures Ringes erzählt, schlechterdings nicht möglich." Da öffnete die Jungfrau das Schächtelchen und nahm den Ring heraus, der zwischen ihren Fingern blitzte wie der hellste Sonnenstrahl. Dann steckte sie ihn zum Spaße an den Mittelfinger ihrer linken Hand und sagte dem Jüngling, er solle ein Messer nehmen und auf sie losstechen wohin er wolle, denn es könne ihr doch nicht schaden. Der Jüngling sträubte sich gegen dies bedenkliche Beginnen, als aber die Jungfrau nicht abließ, mußte er sich fügen. Obwohl er nun, anfangs mehr spielend, dann aber ernsthaft auf alle Weise die Jungfrau mit dem Messer zu treffen suchte, so war es doch, als ob eine unsichtbare Wand von Eisen zwischen beiden stünde. Die Schneide konnte nicht eindringen und die Jungfrau stand lachend und unbewegt vor ihm. Darauf steckte sie den Ring an ihren Ringfinger und war im Nu den Blicken des Jünglings entschwunden, so daß dieser durchaus nicht begreifen konnte, wohin sie gekommen war. Bald stand sie wieder lachend vor ihm auf der alten Stelle, den Ring zwischen den Fingern haltend. „Laßt doch sehen," bat der Jüngling, „ob es mir auch möglich ist, so seltsame Dinge mit dem Ringe zu machen?" Die Jungfrau, welche keinen Betrug ahnte, gab ihm den Wunderring.

Der Jüngling tat, als wisse er noch nicht recht Bescheid, und fragte: „An welchen Finger muß ich den Ring stecken, damit mir ein scharfes Werkzeug nicht schaden kann?" Worauf die Jungfrau lachend erwiderte: „An den Mittelfinger der linken Hand!" Sie nahm dann selbst das Messer und suchte damit zu stoßen, konnte aber dem Jüngling keinen Schaden tun. Darauf nahm dieser das Messer und versuchte sich selber zu beschädigen, aber es war auch ihm unmöglich. Darauf bat er die Jungfrau, ihm zu zeigen, wie er mit dem Ringe Steine und Felsen spalten könne. Sie führte ihn in den Hof, wo ein klafterhoher Kiesel lag. „Jetzt stecke den Ring," so unterwies ihn die Jungfrau, „an den Daumen deiner linken Hand und schlage dann mit der Faust auf den Stein und du wirst sehen, welche Kraft in deiner Hand liegt." Der Jüngling tat es und sah zu seinem Erstaunen, wie der Stein unter seiner Hand in tausend Trümmer barst. Da dachte der Jüngling, wer das Glück nicht bei den Hörnern zu fassen weiß, ist ein Tor, denn einmal entflohen, kehrt es nicht zurück. Während er noch über die Zertrümmerung des Steines scherzte, steckte er wie spielend den Ring an den Ringfinger seiner linken Hand. Da rief die Jungfrau: „Jetzt bist du für mich so lange unsichtbar, bis du den Ring abziehst." Aber das zu tun, war der Jüngling nicht gesonnen, vielmehr ging er rasch einige Schritte weiter, steckte dann den Ring an den kleinen Finger der linken Hand und schwang sich in die Höhe wie ein Vogel. Als die Jungfrau ihn davonfliegen sah, hielt sie anfangs auch diesen Versuch für bloßen Scherz und rief: „Komm zurück, mein Freund! Jetzt hast du gesehen, daß ich dir die Wahrheit gesagt habe!" Aber wer nicht zurückkam, war der Jüngling. Da merkte die Jungfrau den Betrug und brach in bittere Klagen aus über ihr Unglück.

Der Jüngling hielt seinen Flug nicht eher an, als bis er nach einigen Tagen wieder zu dem berühmten Zauberer gekommen war, bei welchem er die Vogelsprache gelernt hatte. Der Zauberer war außerordentlich froh, daß des Mannes Wanderung so guten Erfolg gehabt hatte. Er machte sich sogleich daran, die geheime Schrift auf dem Ringe zu deuten, er brauchte aber sieben Wochen, ehe er damit zustande kam. Darauf gab er dem Jüngling folgende Auskunft, wie der Nordlandsdrache zu vertilgen sei: „Du mußt dir ein eisernes Pferd gießen lassen, das unter jedem Fuße kleine Räder hat, so daß man es vorwärts und rückwärts schieben kann. Dann mußt du aufsitzen und dich mit einem eisernen, zwei Klafter langen Speere bewaffnen, den du

freilich nur führen kannst, wenn der Wunderring am Daumen deiner linken Hand steckt. Der Speer muß in der Mitte die Dicke einer mäßigen Birke haben und seine beiden Enden müssen gleich scharf sein. In der Mitte des Speeres mußt du zwei starke, zehn Klafter lange Ketten befestigen, die stark genug sind, den Drachen zu halten. Sobald der Drache sich in den Speer festgebissen hat, so daß dieser ihm die Kinnlade durchbohrte, mußt du wie der Wind vom Eisenroß herunterspringen, um dem Untier nicht in den Rachen zu fallen, und mußt die Enden der Ketten mit eisernen Pflöcken dergestalt in die Erde rammen, daß keine Gewalt sie herausziehen kann. Nach drei oder vier Tagen ist die Kraft des Untieres soweit erschöpft, daß du dich ihm nähern kannst, dann stecke Salomos Kraftring an den Daumen deiner linken Hand und schlage es vollends tot. Bis du aber herangekommen bist, muß der Ring am Ringfinger deiner linken Hand stecken, damit das Untier dich nicht sehen kann, sonst würde es dich mit seinem langen Schwanze totschlagen. Wenn du alles vollbracht hast, trage Sorge, daß du den Ring nicht verlierst und daß dir auch niemand mit List das Kleinod entwende."

Unser Freund dankte dem Zauberer für die Belehrung und versprach, ihn später für seine Mühe zu belohnen. Aber der Zauberer erwiderte: „Ich habe aus der Entzifferung der Geheimschrift des Ringes so viel Zauberweisheit geschöpft, daß ich keines anderen Gutes weiter bedarf." So trennten sie sich und der Jüngling eilte nach Hause, was ihm nicht sehr schwer wurde, da er wie ein Vogel fliegen konnte wohin er wollte.

Als er nach einigen Wochen in der Heimat anlangte, hörte er von den Leuten, daß der greuliche Nordlandsdrache schon in der Nähe sei, so daß er jeden Tag über die Grenze kommen könne. Der König ließ überall bekannt machen, daß er demjenigen, der dem Untier den Garaus machen würde, nicht nur einen Teil seines Königreiches schenken, sondern auch seine Tochter zur Frau geben wolle. Nach einigen Tagen trat unser Jüngling vor den König und erklärte, er hoffe das Untier zu vernichten, wenn der König alles wolle anfertigen lassen, was dazu erforderlich sei. Der König ging mit Freuden darauf ein. Es wurden nun sämtliche geschickte Meister aus der Umgegend zusammenberufen, die mußten erst das Eisenpferd gießen, dann den großen Speer schmieden, und endlich auch die eisernen Ketten, deren Ringe zwei Zoll Dicke hatten. Als aber alles fertig war, fand es sich, daß das eiserne Pferd

so schwer war, daß hundert Männer es nicht von der Stelle bringen konnten. Da blieb dem Jüngling nichts übrig, als mit Hilfe seines Kraftringes das Pferd allein fortzubewegen.

Der Drache war keine Meile mehr entfernt, so daß er mit ein paar Sprüngen über die Grenze setzen konnte. Der Jüngling überlegte nun, wie er allein mit dem Untier fertig werden solle, denn da er das schwere Eisenpferd von hinten her schieben mußte, so konnte er sich nicht aufsetzen, wie es der Zauberer vorgeschrieben hatte. Da belehrte ihn unerwartet eines Raben Schnabel: „Setze dich auf das Eisenpferd und stemme den Speer gegen den Boden, als wolltest du einen Kahn vom Ufer abstoßen.“ Der Jüngling machte es so und fand, daß er auf diese Weise vorwärts kommen könne. Das Ungeheuer sperrte schon von weitem den Rachen auf, um die erwartete Beute zu vertilgen. Noch einige Klafter, so wären Mann und Eisenroß im Rachen des Untiers gewesen. Der Jüngling bebte vor Entsetzen und das Herz erstarrte ihm zu Eis, allein er ließ sich nicht verwirren, sondern stieß mit aller Kraft zu, so daß der eiserne Speer, den er aufrecht in der Hand hielt, den Rachen des Untiers durchbohrte. Dann sprang er vom Eisenroß und wandte sich schnell wie der Blitz, als das Untier die Kinnladen zusammenklappte. Ein gräßliches Gebrüll, das viele Meilen weit erscholl, gab den Beweis, daß der Nordlandsdrache sich festgebissen hatte. Als der Jüngling sich umwandte, sah er eine Spitze des Speeres fußlang aus der oberen Kinnlade hervorragen und schloß daraus, daß die andere im Boden feststeckte. Das Eisenroß aber hatte der Drache mit seinen Zähnen zermalmt. Jetzt eilte der Jüngling, die Ketten am Boden zu befestigen, wozu starke Eisenpflöcke von mehreren Klaftern Länge in Bereitschaft gesetzt waren.

Der Todeskampf des Ungeheuers dauerte drei Tage und drei Nächte: wenn es sich bäumte, schlug es so gewaltig mit dem Schwanze gegen den Boden, daß die Erde auf zehn Meilen weit bebte. Als es endlich den Schwanz nicht mehr rühren konnte, hob der Jüngling mit Hilfe des Ringes einen Stein auf, den zwanzig Männer nicht hätten bewegen können, und schlug damit dem Tiere so lange auf den Kopf, bis es kein Lebenszeichen mehr von sich gab.

Grenzenlos war überall der Jubel, als die Botschaft kam, daß der schlimme Feind sein Ende genommen. — Der Sieger wurde in der Königsstadt mit großen Ehrenbezeugungen empfangen, als wäre er der mächtigste König. Der alte König brauchte auch seine Tochter

nicht zur Heirat zu zwingen, sondern diese verlangte selber, sich dem starken Manne zu vermählen, der allein ausgerichtet hatte, was die andern auch mit einer ganzen Armee nicht vermochten. Nach einigen Tagen wurde eine prachtvolle Hochzeit gefeiert, welche vier Wochen lang dauerte, und zu welcher alle Könige der Nachbarländer sich versammelt hatten, um dem Manne zu danken, der die Welt von ihrem schlimmsten Feinde befreit hatte. Allein über dem Hochzeitsjubel und der allgemeinen Freude hatte man vergessen, daß des Ungeheuers Leichnam unbegraben liegen geblieben war, und da er jetzt in Verwesung überging, so verbreitete er einen solchen Gestank, daß niemand sich in die Nähe wagte. Es entstanden Seuchen, welche viele Menschen hinrafften. Deshalb beschloß der Schwiegersohn des Königs, Hilfe bei dem Zauberer im Osten zu suchen, was ihm mit seinem Ringe nicht schwer fiel, weil er auf Vogelschwingen hinfliegen konnte.

Aber das Sprichwort sagt, unrecht Gut gedeihet nicht, und wie gewonnen, so zerronnen. Diese Erfahrung sollte auch des Königs Schwiegersohn mit dem entwendeten Ring machen. Der Höllenjungfrau ließ es weder Tag noch Nacht Ruhe, ihrem Ringe wieder auf die Spur zu kommen. Als sie mit Hilfe von Zauberkünsten erfahren hatte, daß des Königs Schwiegersohn sich in Vogelgestalt zu dem Zauberer aufmache, verwandelte sie sich in einen Adler und kreiste so lange in den Lüften, bis ihr der Vogel auf den sie wartete, zu Gesicht kam — sie erkannte ihn sogleich an dem Ringe, der ihm an einem Bande um den Hals hing. Da schoß der Adler auf den Vogel nieder und in demselben Augenblick, wo seine Klauen ihn packten, hatte er ihm auch mit dem Schnabel den Ring vom Halse gerissen, ehe noch der Mann in Vogelgestalt etwas dagegen tun konnte. Jetzt ließ der Adler sich mit seiner Beute zur Erde nieder, und beide standen in ihrer früheren Menschengestalt nebeneinander. „Jetzt bist du in meiner Hand, Frevler!" rief die Höllenjungfrau. „Ich nahm dich als meinen Geliebten auf und du übtest Betrug und Diebstahl: das ist mein Lohn? Du nahmst mir mein kostbarstes Kleinod durch List und hofftest als Schwiegersohn des Königs ein glückliches Leben zu führen, aber jetzt hat sich das Blatt gewendet. Du bist in meiner Gewalt und sollst mir für allen Frevel büßen." „Vergebt, vergebt," bat des Königs Schwiegersohn, „ich weiß wohl, daß ich mich schwer gegen euch vergangen habe und bereue meine Schuld von ganzem Herzen." Die Jungfrau erwiderte: „Deine Bitten und deine Reue kommen zu spät

und nichts kann dir mehr helfen. Ich darf dich nicht schonen, das brächte mir Schande und machte mich zum Gespött der Leute. Zwiefach hast du dich an mir versündigt, erst hast du meine Liebe verschmäht und dann meinen Ring entwendet, dafür mußt du Strafe leiden." Mit diesen Worten steckte sie den Ring an den Daumen ihrer linken Hand, nahm den Mann wie eine Hedekunkel auf den Arm und ging mit ihm von dannen. Diesmal führte ihr Weg nicht in jene prächtige Behausung, sondern in eine Felsenhöhle, wo Ketten von der Wand herunterhingen. Die Jungfrau ergriff die Kettenenden und fesselte damit dem Manne Hände und Füße, so daß Entkommen unmöglich war. Dann sagte sie mit Zorn: „Hier sollst du bis an dein Ende gefangen bleiben. Ich werde dir täglich soviel Nahrung bringen lassen, daß du nicht Hungers sterben kannst, aber auf Befreiung darfst du nimmer hoffen." Damit verließ sie ihn.

Der König und seine Tochter verlebten eine schwere Zeit des Kummers, als Woche auf Woche verging, und der Schwiegersohn weder zurückkam, noch auch Nachricht von sich gab. Oftmals träumte der Königstochter, daß ihr Gemahl schwere Pein leiden müsse, sie bat deshalb ihren Vater, von allen Seiten her Zauberer zusammenrufen zu lassen, damit sie vielleicht Auskunft darüber gäben, wo der Verschwundene lebe und wie er zu befreien sei. Aber sämtliche Zauberer konnten nichts weiter berichten, als daß er noch lebe und schwere Pein leide, keiner wußte den Ort zu nennen, wo er sich befinde, noch anzugeben, wie man ihn auffinden könne. Endlich wurde ein berühmter Zauberer aus Finnland vor den König geführt, der den weiteren Bescheid erteilen konnte, daß des Königs Schwiegersohn im Ostlande gefangen gehalten werde, und zwar nicht durch Menschen, sondern durch ein mächtigeres Wesen. Also schickte der König seine Boten in der genannten Richtung aus, um den verlorenen Schwiegersohn aufzusuchen. Glücklicherweise kamen sie zu dem alten Zauberer, der die Schrift auf dem Salomonis Siegelring gedeutet und daraus eine Weisheit geschöpft hatte, die allen übrigen verborgen blieb. Dieser Zauberer fand bald heraus, was er wissen wollte und sagte: „Den Mann hält man durch Zaubermacht da und da gefangen, aber ohne meine Hilfe könnt ihr ihn nicht befreien, ich muß selbst mit euch gehen."

Sie machten sich also auf und kamen, von Vögeln geführt, nach einigen Tagen in die Felsenhöhle, wo des Königs Schwiegersohn jetzt schon beinahe sieben Jahre die schwere Kerkerhaft erduldet hatte. Er

erkannte den Zauberer augenblicklich, dieser aber erkannte ihn nicht, weil er sehr abgemagert war. Der Zauberer löste durch seine Kunst die Ketten, nahm den Befreiten zu sich und pflegte und heilte ihn, bis er wieder kräftig genug war, um seine Reise anzutreten. Er langte an demselben Tage an, wo der alte König gestorben war, und wurde nun zum König erhoben. Jetzt kamen nach langen Leidenstagen die Freudentage, die bis an sein Ende währten. Den Wunderring aber erhielt er nicht wieder, auch hat ihn nachmals keines Menschen Auge mehr gesehen.



Verzeichnis der benutzten Literatur

1. Quellen

A = Andrejanoff, Viktor von, Lettische Märchen. Leipzig o. J. [1896].

B = Bienemann jun., Dr. Fr., Livländisches Sagenbuch. Reval 1897.

Böhm = Böhm, Prof. Max, Lettische Schwänke. Reval 1911.

J = Jannsen, Harry, Märchen und Sagen des estnischen Volkes. 2. Lieferung, Riga u. Leipzig 1888.

Kr — L 1 = Estnische Märchen. Aufgezeichnet von Friedrich Kreutzwald, übersetzt von F. Löwe. Halle 1869.

Kr — L 2 = Estnische Märchen. Aufgezeichnet von Friedrich Kreutzwald, übersetzt von F. Löwe. Dorpat 1881.

L — P = Lerchis-Puschkaitis Latweeschu tautas teikas un passakas I—VII. Mitau und Riga 1891—1902.

R = Rußwurm, C., Sagen aus Hapsal, der Wiek, Ösel und Runö. Reval 1861.

2. Werke zur Märchenforschung

Aarne statt = Arne, Verzeichnis der Märchentypen. F. F. Communications Nr. 3. Helsinki 1910.

Dähnhardt = Dähnhardt, Oskar, Natursagen I—IV. Leipzig 1907—1912.

KHM = Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. — Der 3. Band enthält die Anmerkungen. Leipzig, Reclam, o. J.

Köhler = R. Köhler, Kleinere Schriften 1—3. Berlin 1898—1900.

Druck von Gebauer-Schwetschke G. m. b. H., Halle (Saale).


Princeton University Library
32101 047323827

[illegible]

Ostsee und Ostland

I.

Die baltischen Provinzen

Herausgegeben von Dr. Otto Grautoff

* * *

Band 1: Stadt und Land.

[illegible]

Band 2: Novellen und Dramen.

[illegible]

Band 3: Balladen und Bilder.

[illegible]

Band 4: Die jungen Balten.

[illegible]

Band 5: Märchen und Sagen.

[illegible]

Band 6: Bilder aus baltischer Vergangenheit.

[illegible]

[illegible]

[illegible]